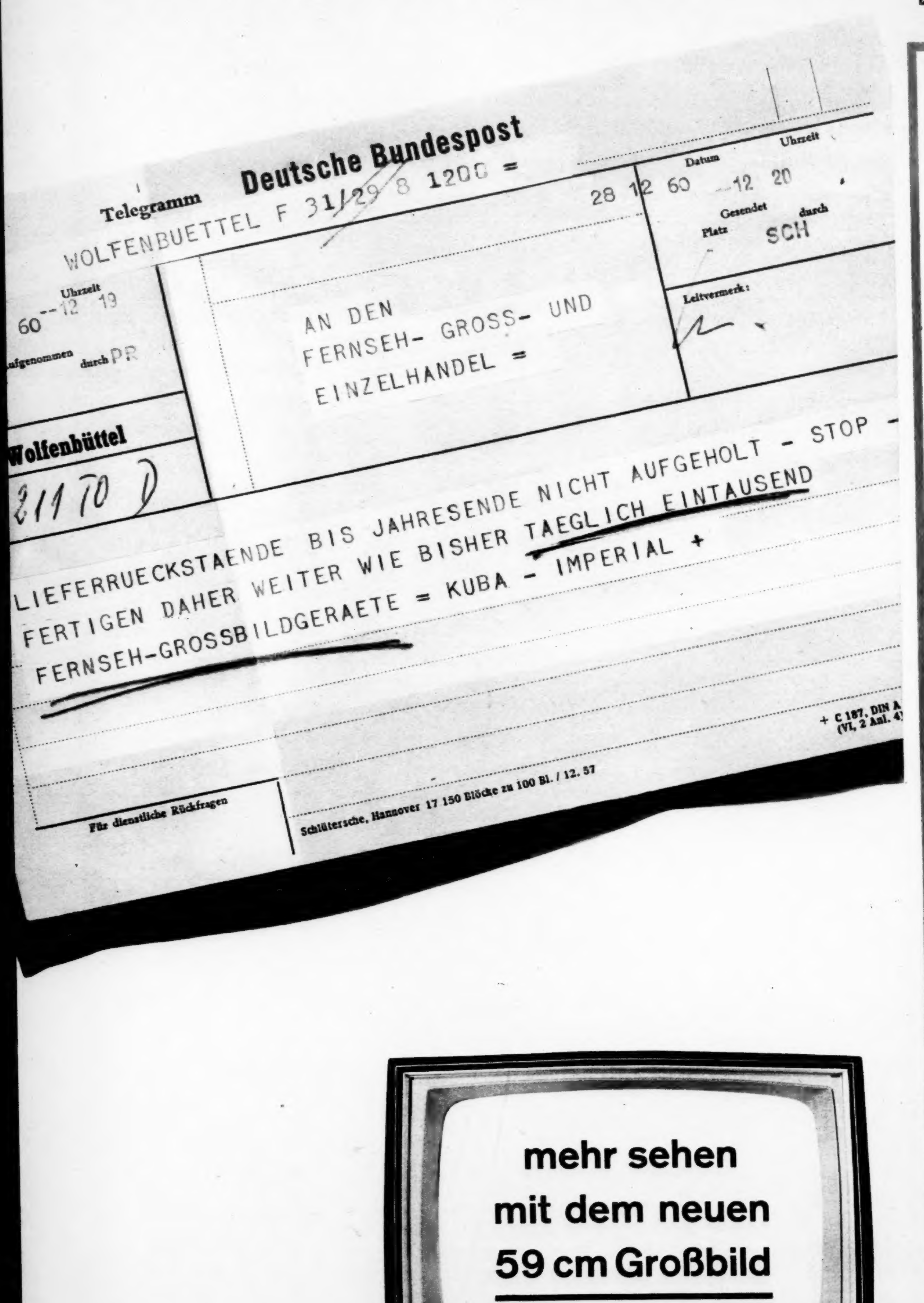
Heft Nr. 1 · 14. Jahr · C 6488 C · Hamburg, 31. Dez. 1960 · 50 Pfennig

stern

Das Wunder des Malachias

erfüllt Christiane Nielsens Hoffnung für das Jahr 1961 In Bernhard Wickis neuem Film ist sie endlich ein Star



Christiane Nielsen

erhofft sich vom „Wunder des Malachias" auch ein privates Wunder: eine große Karriere – möglichst noch in diesem soeben begonnenen Jahr 1961

FOTO: GRASTORF/GUNDLACH

stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS
Karl Beckmeier
Reinhart Holl, Karl Heinz Krüger

REDAKTEURE
Adalbert Bärwolf, Ulrich Blumenschein, Günter Dahl, Heinz E. Hartmann, Werner Hildenbrand, Jürgen von Kornatzki, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Wanda Mura, Robert Pendorf, Hans Reichardt, Dr. Georg Schreiber, Christoph Troll, Egon Vacek, Kurt Wolber

STERNREPORTER
Chefreporter: Joachim Heldt
Claude Deffarge, Hans Fischer, Rolf Gillhausen, Ernst Grossar, Dieter Heggemann, Gerd Heidemann, Fred Ihrt, Hartmut Jetter, Ernst Laue, Stefan Moses, Carl-Heinz Mühmel, Rudolf R. Rossberg, Max G. Scheler, Eberhard Seeliger, Alfred Strobel, Gordian Troeller, Kurt Will

LEITER DER TEXTREDAKTION
Victor Schuller
Dokumentarberichte: Niklas von Fritzen
Roman und Feuilleton: Günther Wolf
Redakteure: Anton Geldner, Dr. Doralies Hüttner, Arnim v. Manikowsky, Ernst Petry, Karl Siebert
Vertragsautoren: Dieter Bochow, Hans Herlin, Henry Kolarz, Hans Nogly, Will Tremper

BILDERDIENST
Günther Beukert

IMPRIMATUR
Kurt Bacmeister

GRAPHISCHE GESTALTUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr
Illustrationen: Martin Guhl, Günter Radtke
Farbatelier: Eberhard Grastorf

DOKUMENTATION UND ARCHIV
Ernst Albaum, Lieselotte Brust, Eberhard Fehringer, Dr. Walter Maass, Paul Walter

KORRESPONDENTEN INLAND
BERLINER REDAKTION: Harold Kosel, Berlin-Charlottenbg., Wilmersdorfer Str. 42, Tel. 32 43 77
BAYERN: Otto von Loewenstern, München 2, Arcostr. 5, Tel. 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04
NIEDERSACHSEN: Lothar K. Wiedemann, Hannover-Mitte, Gellertstraße 7, Telefon 1 31 36
NORDRHEIN-WESTFALEN: Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstr. 106, Telefon 62 63 85
RHEIN-MAIN-GEBIET: Gerhard F. Baatz, Frankfurt/Main, Feyerleinstraße 7, Telefon 55 70 67
SÜDWESTDEUTSCHLAND: Reinhard Ueberall, Stuttgart-Bad Cannstatt, Brenzstr. 14, Tel. 4 53 95

KORRESPONDENTEN AUSLAND
LONDON: Peter G. Wichman, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Tel. BARnet 9946
MAILAND: Dr. Mario Peloncini, Viale Piave 28, Tel. 20 34 78, Telegr.-Adr.: Criterium Milano
NEW YORK: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N. Y., 1349 Lexington Avenue, Tel. SA 2 77 00
PARIS: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel. MEDicis 09-10
ROM: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 67 48 54
WIEN: Dr. Ekhard Mahovsky, Wien IV, Rienösslgasse 1, Tel. 43 93 55, FS: 0047/2370

Verantwortlich für Bilder: Karl Beckmeier, für Fortsetzungsberichte: Victor Schuller, für den übrigen redaktionellen Inhalt: Karl Heinz Krüger, für Anzeigen Karl Hartner, sämtlich in Hamburg. Preis des Einzelheftes 0,50 DM bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postanstalten entgegen. Monatlicher Bezugspreis 2,26 DM zuzüglich Zustellgeld. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 23 vom 1. Juni 1960. Bankverbindung: Brinkmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Pressehaus, Curienstr., Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany.

AUSLANDSPREISE:

Belgien	bfrs. 7,–	Portugal	Esc. 5,50
Dänemark	kr. 1,25	Schwed. kr. 0,90 i. oms.	
Griechenland	Dr. 6,50	Schweiz	sfr. 0,60
Großbritannien	sh 1/6	Südafrik. Union	sh 1/6
Frankreich	NF 0,70	Kanada	$ 0,25
Italien	L. 100.–	M.u.S.-Amer.	US$ 0,20
Luxemburg	lfrs. 7,–	USA	$ 0,25
Niederlande	hfl. 0,60	Asien	US$ 0,20
Norwegen	kr. 1,25	Austral.	austr. sh 2 —

briefe an den stern

SPASS ODER ERNST?

(Zu einem ironischen Bericht über den Interplanetarischen Kongreß der UFO-Anhänger; Stern Nr. 49)

Wenn Sie die Untertassen-Angelegenheit bezweifeln, dann wäre es besser gewesen, gar nichts darüber zu berichten.

Kassel VICTOR HENKEL

Ihr Bericht ist doch wohl ein verfrühter Aprilscherz? Wenn nein, sollte man die Untertassen-Leute von Staats wegen in eine Irrenanstalt einweisen.

Köln ROLF-RÜDIGER FRENZ

Dies ist der witzigste Artikel, den wir bisher gelesen haben. Der Brummkreisel (Untertasse), den Ihr Reporter P. Neu in den Händen hält, eignete sich bestimmt gut als Weihnachtsgeschenk.

Mit Brummkreisel

Meschede MANFRED GESCH

DER GÖTZE VERKEHR

(Zu „Morgen ist es zu spät", einem Bericht über die Verkehrsmisere unserer Städte; Stern Nr. 48)

Ich habe mich amüsiert, wie Sie der Stadt München Engstirnigkeit und Kirchturmpolitik vorwerfen. Gewiß haben sich unsere braven Stadtväter im Parlament seit Jahren manchen Schildbürgerstreich – würdig, von Ludwig Thoma beschrieben zu werden – dickköpfig und ahnungslos geleistet. Trotzdem haben die Münchner Fortschrittsbremsen ihr Gutes. Was ist schon „Fortschritt"? München, die am meisten geliebte Stadt Deutschlands, wird ja gerade um dieses Nicht-Fortschritts willen geliebt. Und der vielzitierte und vielgeforderte Weitblick nimmt so leicht die Sicht für das Nahe und Nächste – und für den Nächsten, der dann nur noch als Verkehrsteilnehmer registriert wird.

Für die Zukunft hätte man, meinten Sie, München aufbauen sollen. An welche Zukunft ist dabei gedacht? An das Jahr 1970 oder 1980? Soll man die Straßen für 400 000 oder für 600 000 Autos berechnen? Soll man sie auf 30, 40, oder 60 und mehr Meter verbreitern? Soll man Häuser, Geschäfte, Kirchen, Kaffees, Kinos, Wohnungen und Büros immer weiter wegschieben oder abreißen, damit die Verkehrsrinne immer breiter werden kann? Der Verkehr scheint für uns unruhevolle Nomadenwesen wichtiger zu werden als das Seßhaftsein, als das Wohnen, Leben und Hausen. Soll man im Hinblick auf diese Entwicklung den Organismus einer alten Stadt wie München – weitblickend zerstören? Ist es wichtiger, schnelle Verkehrsdärme zu schaffen oder eine gewachsene menschliche Lebensordnung und damit ein Stück sichtbare und täglich gelebte Kultur zu bewahren?

Stadtplaner, die dem Verkehrsproblem die Stadt opfern, demonstrieren damit nur, daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. Sie verplanen die Stadt und machen daraus eine immer breitere Verkehrspiste. Solche Flucht nach vorn, die sich Weitblick nennt, ist ebenso modern – wie verantwortungslos dem Menschen gegenüber. Das Autodrom, die völlige tabula rasa, die Ausradierung der Städte (mit anderen Mitteln als einst, aber mit einer verwandten unmenschlichen Gesinnung) ist zwangsläufig dann die „Endlösung". Darin „Kulturinseln" mit ein paar alten Bauten zu erhalten und sich als Anschauungsunterricht zu halten (ähnlich wie einen zoologischen Garten), zeigt, wie man als sogenannter Stadtplaner sich von aller Herkunft, von der Vorstellung der Stadt als Wohnzimmer und Lebensraum von Menschen, die dort geboren werden, aufwachsen, Feste feiern, arbeiten, beten, lieben und sterben, bereits getrennt hat.

Die Entgiftung der Gewässer, die zu Industriekloaken geworden sind, wird per Gesetz betrieben. Was der Natur, was dem Wasserhaushalt recht ist, sollte den Städten, sollte den Menschen billig sein. Wenn die Gemeinschaftsordnung in der Natur gestört wird, blasen wir Alarm. Wird das Gemeinwesen der Menschen gefährdet und in Unordnung gebracht, fühlen wir uns ungeheuer fortschrittlich.

Zwar räumt Ihr Artikel ein, daß das Zentrum der Stadt an Bedeutung verlieren wird, da sich neue Einkaufs- und Arbeitsschwerpunkte bilden werden, trotzdem hält man es für angebracht und notwendig, die Innenstadt ohne Rücksicht auf Verluste mit weiten Achsen aufzureißen.

Die Überlegungen unserer Stadtplaner erinnern manchmal bedenklich an die planwirtschaftlichen Gedankengänge des Ostens, in denen der Mensch als Individuum ja auch ausgestrichen ist. Hier kommen wir an den Punkt, wo man spürt, wie die modernen Massenzivilisationen des Ostens und des Westens im gleichen Schritt und Tritt über das Individuum Mensch hinwegmarschieren.

München DR. WILHELM RÜDIGER

DER RUFMÖRDER

(Zu „Deutschland, deine Stimmchen")

Ich habe viele Beiträge Ihres allwöchentlichen Rufmörders Petronius aufmerksam gelesen – so wie ein Veterinär den aufgetriebenen Kadaver eines verendeten Tieres sorgfältig untersuchen muß. Ich gehöre keinem Sittlichkeitsverein an und wähne mich nicht moralischer als der Durchschnitt. Kurvenreiche Dekolletés sind mir in einer Illustrierten sympathischer als finster blickende Politiker. Aber: Was zuviel ist, ist zuviel.

Bad Godesberg WOLFGANG ZANDER

„Dr." Kurt Richter

Petronius hat dem Polydor - Produktionsdirektor Kurt Richter kurzerhand den Doktortitel verliehen, den er gar nicht besitzt. Es gab eine Menge Gratulationen. Eines dieser Gratulationsschreiben war adressiert an „Herrn Dr. h. c. disc."

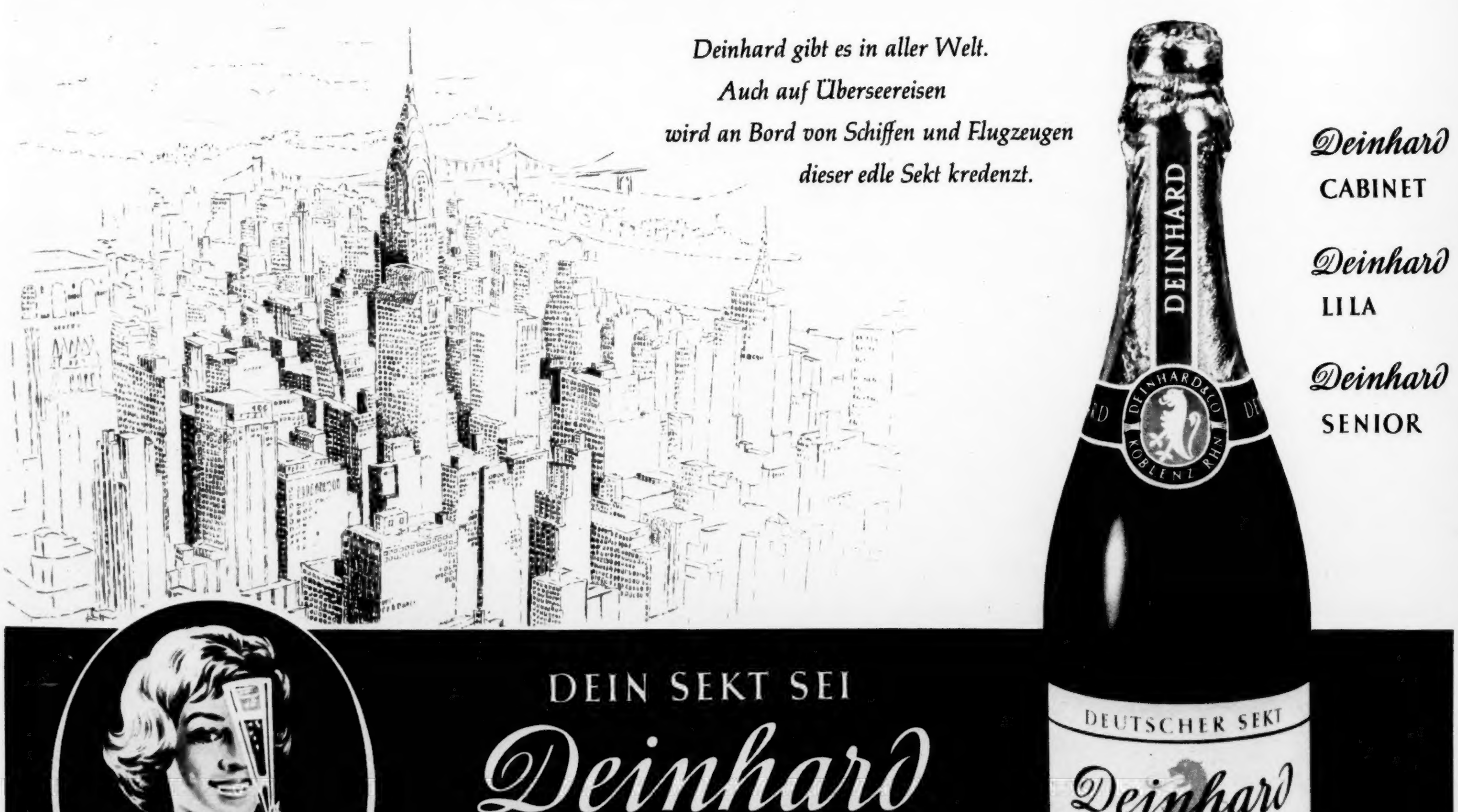
Hamburg M. PETERSEN

BESSERE BREMSEN

(Richard von Frankenberg schrieb über die Scheibenbremsen für Kraftfahrzeuge; Stern-Motor Nr. 50)

Der mir seit vielen Jahren bekannte und von mir geschätzte Herr von Frankenberg fällt ein etwas seltsames Urteil über die Scheibenbremse. In einem Punkt hatte er recht: Wir sind wirklich nicht ganz glücklich mit der Scheibenbremse – weil wir nämlich nicht genügend davon liefern können, um den Wünschen nach nachträglichem Einbau nachzukommen. Frankenbergs technische Einwände sind uns trotz ausgedehnter Versuchsfahrten unter unterschiedlichsten Witterungsbedingungen bisher unbekannt geblieben. Unsere Scheibenbremsen sind nicht schwerer, sondern je Rad um 5,7 kg leichter als die Trommelbremse. Es ist uns bisher nicht gelungen, diese Scheibenbremsen zum Blockieren zu bringen. Durch den hohen Anpreßdruck hat Nässe keinen Einfluß auf die Bremswirkung.

München HELMUT WERNER BÖNSCH
Direktor der Bayrischen
Motorenwerke AG.



Deinhard LILA als Geschenk vermittelt auch TELEpresent

Einen guten Start für 1961

wünscht Ihnen Ihr JACOBS KAFFEE. Er sagt Ihnen herzlichen Dank für Ihr Vertrauen im alten Jahr. JACOBS KAFFEE, der große Bremer Markenkaffee, bereitet Ihnen auch im Neuen Jahr zu jeder Stunde eine köstliche Kaffeefreude.

JACOBS KAFFEE *wunderbar*

HEFT 1 IM 14. JAHR
28. 12. 1960 BIS 3. 1. 1961

DER STERN IN DIESER WOCHE

Sternreporter waren dabei

Moslems, Ultras und ein General kämpfen für ein neues Algerien – alle auf verschiedene Weise. Das Tor zu einer friedlichen Einigung aber wurde zugeschlagen, als am dritten Adventssonntag in Algier bei blutigen Straßenkämpfen über hundert Menschen starben. Die Sternreporter Egon Vacek (rechts im Bild) und Max Scheler waren im Brennpunkt der Ereignisse. Sie sprachen Legionäre, FLN-Anhänger und de Gaulle. Hier berichten Sie, wie es dort wirklich aussieht **Seite 7**

Vor 125 Jahren wurde zwischen Nürnberg und Fürth die erste deutsche Eisenbahnlinie in Betrieb genommen. Seither hat die Bahn Geschichte gemacht **Seite 12**

Die anderen durften jung sein. Eva Müthel schreibt für den Stern die Geschichte Hermann Flades, der zehn Jahre in sowjetzonalen Zuchthäusern saß **Seite 50**

Das Wunder des Malachias. Weil Pater Malachias darum betet, löst sich – in einem Bernhard-Wicki-Film – eine Bar, die neben seiner Kirche steht, in Luft auf **Seite 20**

Am Boden zerstört wurde das Projekt des Hamburger Konstrukteurs Hans Wocke, eine moderne Düsenverkehrsmaschine zu bauen. Bonn gab kein Geld **Seite 22**

Im Stern steht mehr

Humor. Was die Herren Politiker vermutlich vom neuen Jahr erwarten **Seite 26**

Kessi und Jan fragen nach einer sehr geheimnisvollen Soße **Seite 32**

Sternmotor. Niederbayerns Goggomobil jetzt auf sportlichen Wegen **Seite 48**

William S. Schlamm ärgert sich über Kortners Fernseh-„Lysistrata" **Seite 49**

Sibylle registriert: Wir leben hart, und wir trinken hart **Seite 56**

Leute machen Geschichten. Valentin Poves hat niemals geschlafen **Seite 57**

Rätsel/Horoskop. Vom exotischen Reptil bis zur Zukunft der Löwen **Seite 58**

Was wird 1961 an der Börse? Substanz – auch weiterhin das Zauberwort **Seite 60**

Schach/Graphologie. Eine pikante Partie – französisch verteidigt **Seite 61**

Romane und Serien

Jedem das Seine. Stefan Olivier schrieb den erregenden Roman eines deutschen Schicksals **Seite 28**

Nachts um vier wird nicht geklingelt. Amerikas größte Verbrecherjagd **Seite 36**

Deutschland, deine Stimmchen. Das „Jazz-Feeling" der Inge Brandenburg **Seite 40**

Mein Leben mit Arthur Miller. Nach vier Jahren zerbrach Marilyns Ehe **Seite 44**

Der Stern am nächsten Dienstag

Vor zehn Jahren lief ich noch barfuß. Als kränkliches Kind wuchs Sophia Loren in einer düsteren Vorstadt von Neapel auf. Heute ist sie ein von Millionen bewunderter Weltstar. Zum erstenmal erzählt Sophia selber von ihrer Familie, von den Sorgen ihrer Kindheit. Sie schildert ihre Entwicklung vom billigen Fotomodell zur höchstbezahlten Schauspielerin

HENRI NANNEN

Lieber Sternleser!

Es ist ein paar Wochen her, da flog ich mit der „Lufthansa" von Hamburg nach Rom. Nun gehört es zum Kundendienst der großen Fluggesellschaften, daß sie ihre Passagiere nicht von anonymen Robotern fliegen, verpflegen und bedienen lassen. Kurz bevor die Viermotorige auf die Piste rollte, trat der Steward ans Bordmikrophon, forderte uns höflich auf, den Sitzgurt festzuschnallen und zum Start das Rauchen einzustellen, machte uns mit Flugroute, Flughöhe und Besatzung bekannt und beendete seine Durchsage mit den Worten: „... Kommandant unserer Maschine ist Flugkapitän Moldenhauer, in der Kabine betreuen Sie Fräulein Barbara Klöss und Fräulein Hertha Ebinger, mein Name ist Felix Krull."

Die kleine Bordküche mit dem Mikrophon ist in der „Superconstellation" hinten, und wie von einem unsichtbaren Faden gezogen drehten sich in diesem Augenblick die Köpfe der meisten Passagiere; nur wenige, die nicht Thomas Manns unsterbliche Schelmengeschichte vom Hochstapler Felix Krull kannten. Schmunzelnd in Erinnerung und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit wandten wir uns um; nun wollten wir sehen, ob der junge Mann, der da nach vorn kam, unserer eigenen Vorstellung von dem Romanhelden des großen Erzählers Thomas Mann glich — Felix Krull, der hübsche, leichtsinnige, liebenswürdig verschlagene, und bei den Frauen ach so erfolgreiche Hotelpage und Weltreisende.

Er war es nicht, er war blond und sah gar nicht leichtsinnig aus, war von zurückhaltender Kühle, eher ein Tief- als ein Hochstapler. Ich hatte die Geschichte schon vergessen, als es an Weihnachten, nachdem ich zwei Tage Zeit zum Lesen gehabt hatte, ein Gespräch mit Freunden gab über die Romane, die jeder von uns auf seinem Gabentisch gefunden hatte. Da fielen mir die beiden Felix Krulls wieder ein — der von Thomas Mann und der von der Lufthansa.

Und da fiel mir auch ein, wie ein anderer großer Erzähler, Stefan Zweig, einmal die Unsterblichkeit des Romanciers umschrieb. Der Satz steht, glaube ich, in seinem „Balzac", und ich muß ihn aus dem Gedächtnis zitieren: Wer Menschen zu schaffen vermag, die so lebendig sind, daß ihre bloße Namensnennung das Bild eines mitten unter uns Lebenden zu beschwören scheint — einem solchen Autor

Ein Prosit auf das Neue Jahr

mit einem Glas Sechsämtertropfen, das gleich fürSchwung undStimmung sorgt. JederSchluck Sechsämtertropfen ist anregend, wie die gute Laune selbst. Und halten Sie es weiter so: Regelmäßig Sechsämtertropfen – Ihr Wohlbefinden steigert sich. Sechsämtertropfen ist ein köstlicher, milder Magenbitter aus Kräutern und Beeren. Zu allen Stunden ist dieser bekömmliche, aromatische Tropfen

in jedem Haus der Retter in der Not.

Sechsämtertropfen

G. Vetter oHG. - Likörfabrik - Wunsiedel/Ofr. - 1850-1960

Befreit von Husten und Heiserkeit!

Wenn Sie Kratzen im Halse spüren, einen geröteten Rachen haben oder gar unter Schluckbeschwerden leiden, gehen Sie gleich dagegen an. Besorgen Sie sich aus der **Apotheke oder Drogerie** die **„Echten Sodener Mineral-Pastillen"**, und lassen Sie stündlich eine Pastille im Munde zergehen. Die Entzündung geht meist rasch zurück, Schluckbeschwerden und Halsschmerzen lassen nach. **„Echte Sodener Mineral-Pastillen"** — aus den Heilquellen von Bad Soden-Taunus gewonnen — sind deshalb bewährt, weil sie die Eigenschaft haben, auf der Rachenschleimhaut eine biologische Schutzschicht gegen Bakterien zu bilden. **Neu!** Jetzt auch mit dem hochaktiven, desinfizierenden **Wirkstoff „W-4"**.

Echte Sodener Mineral-Pastillen

Brunnenverwaltung Bad Soden-Taunus

So wurde ich Techniker

„Vor einem Jahr stand ich noch an der Drehbank. Da packte mich der Ehrgeiz: ich wollte Techniker werden! Kurzerhand machte ich einen Fernkursus mit (Aufgabenkorrektur per Post u. Abschlußzeugnis). Das brachte die Entscheidung." Wie schön, wenn Sie das nächstes Jahr sagen könnten. Wenn Sie es zu einem gehobenen Posten bringen wollen, fordern Sie sofort den 198seitigen Gratis-Katalog mit 81 ausführlichen Lehrplänen an.

Ich will weiterkommen u. erbitte unverb. d. 198-seit. Gratis-Katalog m. 81 versch. Lehrplänen. Mich interessiert:

☐ Maschinenbau
☐ Elektrotechnik
☐ Radio-/Fernsehtechnik
☐ Technischer Zeichner
☐ Bautechnik ☐ Bauzeichner
☐ Mathematik
☐ Betriebsorganisation
☐ Betriebsleiter
☐ Meisterprüfung
☐ Aufnahme Ing.-Schule
☐ Techn. Kaufmann
☐ Buchführung u. Bilanz
☐ Industrie-Kaufmann
☐ Handelsvertreter
☐ Handlungsgeh. Prüfung
☐ Steuerhelfer-Prüfung
☐ Groß- ☐ Einzelhandel
☐ Einkauf ☐ Spedition
☐ Werbung und Verkauf
☐ Steno / Masch'schr.
☐ Engl. ☐ Franz. ☐ Span.
☐ Deutsch ☐ Rechnen

Hamburger Fern-Lehrinstitut, Abt. 51 AS, Hamburg-RA.

Elegant und praktisch

75 JAHRE 1885 1960

zu jeder Uhr passend, sind die weltbekannten Uhrbänder „ELASTOFIXO" und „FIXOFLEX". Viele geschmackvolle Muster in Qualität Gold-Anker mit echter Goldauflage oder Edelstahl. In allen Fachgeschäften erhältlich von **DM 15.50 bis DM 28.–**

Elastofixo Fixoflex UHRBÄNDER

allein, sagte Zweig, kann die „gottähnliche Schöpfung" gelingen.

Ich frage Sie nun: Wie viele lebendige Menschen gibt es in der zeitgenössischen Romanliteratur Deutschlands?

Zugegeben, die Madame Bovary Flauberts, die Nana von Zola, die Effi Briest von Fontane und der Felix Krull von Thomas Mann sind Genieschöpfungen. Wir können unsere Ziele und Wünsche, unsere Forderungen gar, nicht so hoch stecken.

Aber wir müssen sie auch nicht zu niedrig setzen. Wir hatten in den zwanziger Jahren ein paar beachtliche Erzähler, das heißt Menschenschöpfer — Feuchtwanger, Heinrich Mann, Döblin, Wassermann, Werfel, Stefan und Arnold Zweig, Thiess, Fallada, Bruno und Leonhard Frank. Wir haben auch heute wieder einige bedeutende Dichter und Schriftsteller. Wie kommt es, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, nicht erzählen können?

Können sie nicht — oder wollen sie nicht? Oder — wagen sie es nicht?

Ja, eine wirkliche Geschichte zu erzählen, ist in deutschen Landen ein Wagnis geworden. Was ein „literarischer Roman" ist, bestimmen bei uns ein paar Dutzend Literaten und Kritiker. Sie gehören fast ausschließlich dem Verein zur gegenseitigen Beweihräucherung an. Wer lebendige Menschen schildert, ist ihnen als fader Naturalist verdächtig. Wer gerade deutsche Sätze schreibt, kann nur krumme Absichten haben. Und wer gar mit einer spannenden Handlung den Leser packt, wird rasch mit dem Makel der „Unterhaltungsliteratur" abgestempelt.

Zwar sprechen diese selbstbestellten Literaturpäpste nicht von „abstrakter" Literatur, aber sie fordern den Roman, in dem die Fabel keine wesentliche Rolle mehr spielt. Statt dessen werden dem Leser Bewußtseinssplitter, schwebende Gedanken, Gefühlsassoziationen und handlungslose Dialektik geboten. Und das Stottern eines sprachlichen Exhibitionismus wird zum Postulat der modernen Literatur erhoben.

Damit wir uns gleich richtig verstehen, will ich zwei Bespiele anführen.

In dem von der Kritik als wesentlichste Neuerscheinung des letzten Jahres gelobten Roman „Halbzeit" von Martin Walser heißt es auf Seite 670: „*Summen Drähte im Kopf Platten drehen Vulcano Martini die Adern entlang frei wird kinetische wird Energie frei fällig ist ein Protest gegen Schwere folglich Kündigung des Gleichgewichts des Bleigewichts des Bleichgesichts. Was willst du, Fernando, so trüb und so bleich? Luise Brachmann 1777 bis 1822 schlag nach Binsen Lehm und Zwirn ...*" — nein, Himmel, Hinterteil und natürlich Zwirn: Ich kann es Ihnen nicht zumuten.

Da gibt es den höchst begabten Alfred Andersch, der eine Erzählung „Die Rote" geschrieben hat; sie hat Hand und Fuß, hätte es jedenfalls, wenn nicht auf Seite 44 und dann sporadisch der „alte Pietro" auftauchte, der also spricht: „*silbern, schwarz, kalt, die papierschnitzel, die frühe, aus dem haus treten, dunkel, habe ich die pfeife, den tabak, die streichhölzer, der rinnstein, naß, feucht, schwarz, dunkel, nur silber, ost, alles kalt in mir, olio sasso ...*" und dann noch fünfzehn Zeilen Olio Sasso. Der alte Pietro — niemand erfährt, wer er ist — geistert nur durch das Buch, um geistreich zu erscheinen; der unbekannte alte Pietro hofiert die bekannten und für den Autor wichtigen Kritiker, eine abstrakte Karikatur unter Karikaturen aus Fleisch und Blut.

Sie werden mich fragen, wer solchen dunklen Unsinn liest — denn nach den Umsätzen im Weihnachtsgeschäft muß er ja zumindest gekauft worden sein; ob er freilich gelesen wird, ist ein ander Ding.

Das Geheimnis, warum Bücher dieser Art gelobt, gekauft und verschenkt werden, liegt in der Anziehungskraft, die das Unverständliche nun einmal auf naive Gemüter ausübt. In Schopenhauers Nachlaß gibt es eine von ihm aus dem Spanischen übersetzte Schrift: „Balthasar Gracians Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit", erschienen 1653 in Madrid. Darin findet sich ein Kapitel „Über die Kunst, anderen eine hohe Meinung von sich einzuflößen". Und das Rezept lautet schon damals:

„*Keinen allzu deutlichen Vortrag haben. Die meisten schätzen nicht, was sie verstehen; aber was sie nicht fassen können, verehren sie. Um geschätzt zu werden, müssen die Sachen Mühe kosten: Daher wird gerühmt, wer nicht verstanden wird. Viele loben etwas, und fragt man sie, so haben sie keinen Grund anzuführen. Woher dies? Alles Tiefverborgene verehren sie als ein Mysterium und rühmen es, weil sie es rühmen hören.*"

Rühmen hören – von wem? Von eben jenen Kulturpäpsten und Kritikern, die vom „literarischen Roman" reden wie von des Kaisers neuen Kleidern. Und natürlich gibt es Gründe für ihr heuchlerisches Getue.

Der erste scheint mir ihre eigene Unsicherheit zu sein. Eine gute von einer schlechten Erzählung zu unterscheiden, ist schwer; die Erzählung von der Nicht-Erzählung zu unterscheiden dagegen leicht. Ich habe in deutschen Blättern schon Kritiken gelesen, in denen Autoren wie Cronin, Maugham, Graham Greene, Hemingway und Maurois als Vertreter einer antiquierten Kunstform des 19. Jahrhunderts bezeichnet wurden, während jede zeitgenössische Stammelei den Wertstempel „moderner Roman" erhielt.

Zum zweiten wollen die Kulturgeneräle, die den heutigen Literaturbetrieb in Presse, Rundfunk und Verlagen befehligen, beweisen, wie verdammt fortschrittlich sie sind. Unter Hitler war die „entartete Kunst" verboten; nun glauben sie, daß nur das „Entartete" Kunst sei.

Zum dritten schließlich halten sie das Publikum für so dumm, daß sie annehmen, alles, was dem Leser gefällt, müsse minderwertig sein. Dabei vergessen sie, daß alle großen Romanciers, von Balzac bis Thomas Mann, von Tolstoi bis Mauriac, Erfolgsautoren gewesen sind. Sie vergessen auch, daß in Deutschland von der Taschenbuchausgabe Pascals über hunderttausend Exemplare verkauft wurden.

Es gibt noch viele Gründe für den heuchlerischen Snobismus der Literaturpäpste — sie wären alle nicht wichtig, würden die deutschen Autoren diesem Geschmacksdiktat nur widerstehen.

Die meisten freilich können es nicht besser. Sie sind keine Erzähler, sondern Politiker und Philosophen und Dichter. Und weil sie meinen, etwas „aussagen" zu müssen, glauben sie auch, erzählen zu können. So verehrungswürdig der politische Schriftsteller, der Philosoph oder der Dichter sein mag: Er ist noch lange kein Erzähler. Und er hört auf, verehrungswürdig zu sein, wenn er — da sich der Roman nun einmal besser verkauft — seine philosophischen Theorien oder politischen Dogmen in ein Dutzend Personen aufspaltet und sie auf die Treppe einer Handlung stellt, die sich schließlich selbst verschlingt wie die Rolltreppe in einem Warenhaus, oder, bestenfalls, ein lyrisches Gedicht in das ansprechende Weihnachtspapier des Romans verpackt.

Indes, ich kann nicht glauben, daß es bei uns keine Romanciers geben sollte, die es wagen, den Menschen zu schildern, wie er ist, mit seinen Schönheiten und seinen Scheußlichkeiten, seiner Gesundheit und seinen Gebresten. Romanciers, die sich bewußt sind, daß die vielgelästerte Spannung — welche übrigens alle großen Romane, von „David Copperfield" bis „Krieg und Frieden", auszeichnet — durchaus nicht allein von äußeren Ereignissen bestimmt sein muß. Die aber auch wissen, daß sie den Leser nicht ungestraft langweilen dürfen.

Ich maße mir nicht an, zu bestimmen, was Literatur ist, obschon ich ziemlich sicher bin, daß es der Roman, der das Menschenantlitz verhüllt, nicht sein kann. Was wir uns wünschen, ist eine neue Kunst des Erzählens. Was wir brauchen, ist nicht Felix Krull, der Steward, sondern Felix Krull, der Romanheld.

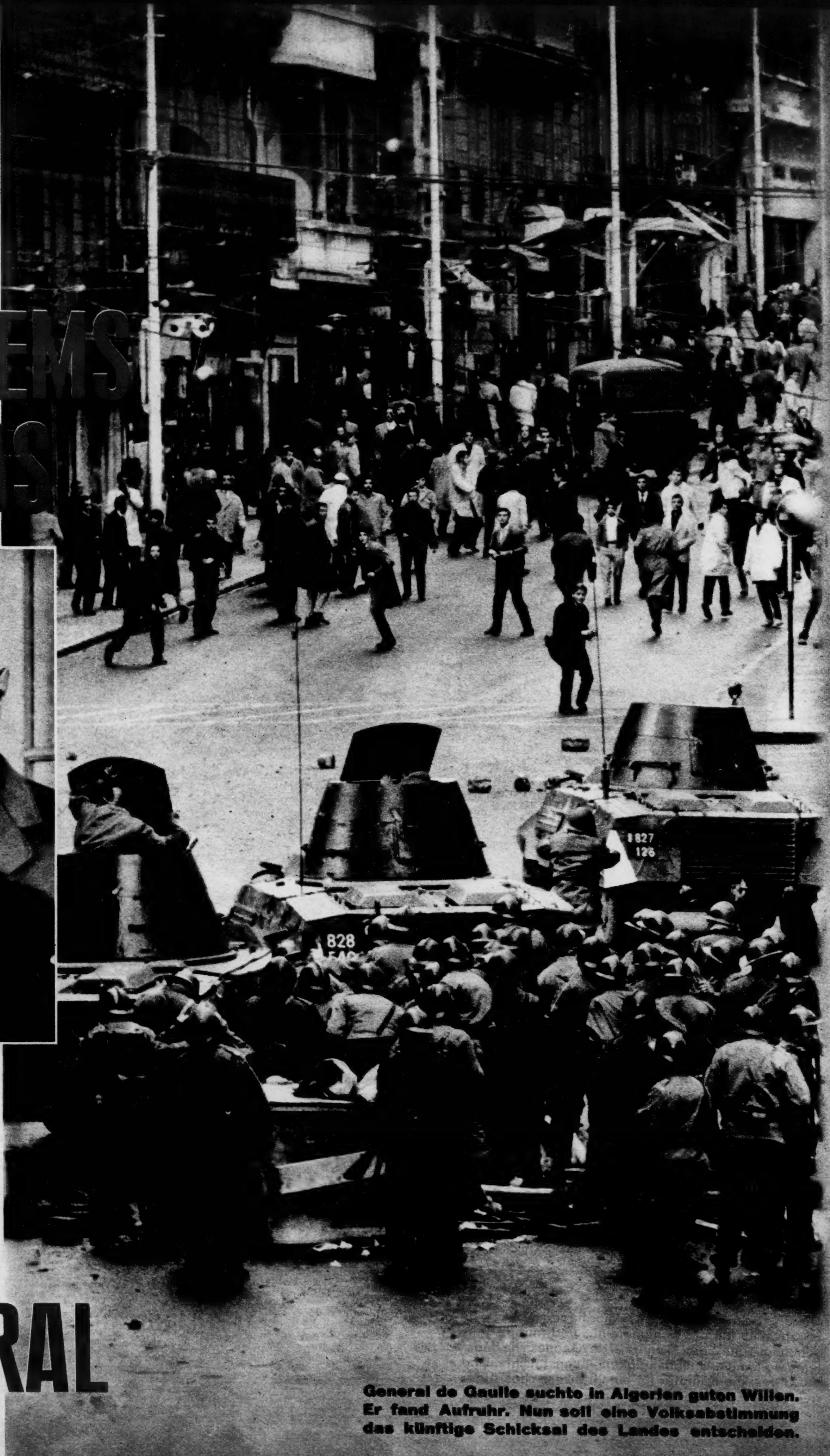
Herzlichst Ihr

Henri Nannen

EGON VACEK:

MOSLEMS ULTRAS

UND EIN GENERAL



General de Gaulle suchte in Algerien guten Willen. Er fand Aufruhr. Nun soll eine Volksabstimmung das künftige Schicksal des Landes entscheiden.

Belcourt, ein Stadtteil von Algier, erhielt die Quittung für die Demonstrationen d Ultras geg

Die Seeseite von Algier zeigt eine trügerische Ruhe

Die

De Gaulles Schicksal— er kommt zu spät

Die drei Schreckenstage in Algier haben gezeigt: Es ist zu spät für die wohlgemeinte und mutige Versöhnungspolitik des Generals de Gaulle. Die Moslems wollen die Unabhängigkeit – sonst nichts. Und die Ultras, die Kämpfer für ein „französisches Algerien", mußten erkennen: Die Armee hilft ihnen nicht mehr. Sie gehorcht wieder der Regierung in Paris

onen de Ultras gegen de Gaulles Versöhnungspolitik: Araber verwüsteten die Straßen und rächten ihre Toten

Stern-Korrespondenten in Algier: Eberhard Seeliger (rechts neben Vacek) kam als „Verstärkung" aus der Sahara

Egon Vacek hatte in Tunis mit Führern der Aufständischen gesprochen. In Algier schluckte er Tränengas

Max Scheler mußte seine Reise mit General de Gaulle durch die Provinz abbrechen. Neuer Brennpunkt: Algier

Die Warenhauskunden werden nach Waffen durchsucht

Die Drahtnetze vor den Omnibussen sollen Bomben abfangen

De Gaulle: mit Frankreich
FLN: ohne Frankreich
Ultras: nur Frankreich

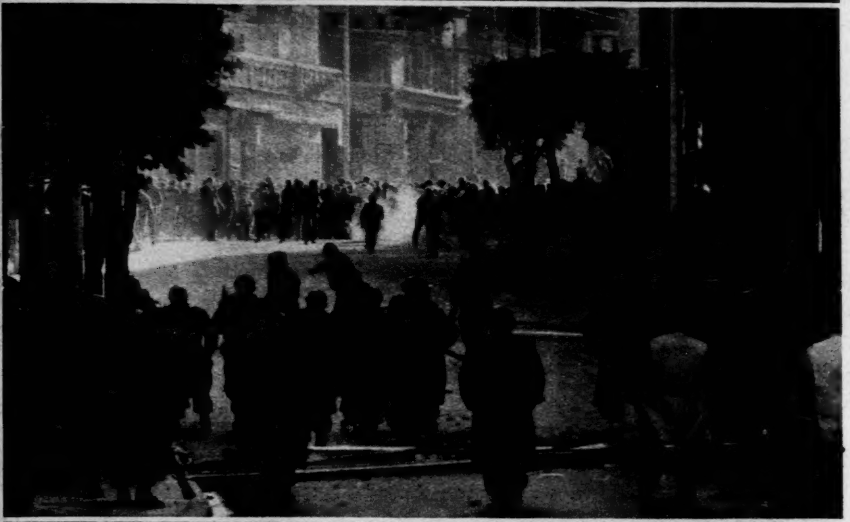
Rue Michelet: Ultras mit Trikoloren demonstrierten gegen De Gaulle. Ihre Gegner: Gendarmerie Mobile

Am dritten Adventssonntag starben in Algier über hundert Menschen – erschossen, erdolcht, erwürgt. Am dritten Adventssonntag starb hier auch die letzte Hoffnung der Franzosen, weiter Herren in dem nordafrikanischen Lande bleiben zu können, das zusammen mit dem Mutterlande eine Einheit bildet – ein Frankreich, durch das nach ihrer Ansicht das Mittelmeer so fließt wie durch Paris die Seine.

An diesem Sonntag wurden in Algier zwei Illusionen zerstört: Einmal verwies der erste Aufstand in der Kasbah, die erste Massendemonstration der Moslems in Algerien zugunsten der Aufständischen, die Bemühungen des Generals de Gaulle, doch noch eine friedliche Koexistenz zwischen Arabern und Europäern unter Frankreichs Führung zu erreichen, in den Bereich des Wunschdenkens. Die Moslems wollen ihre Unabhängigkeit, sonst nichts – und sie erkennen die FLN (Algerische Freiheitsfront) als ihre Vertretung an.

Zweitens blieb die Hoffnung der Ultras, der Kolonisten, der kleinen Geschäftsleute auf der Strecke, die Armee

Weiter auf Seite 59



Die Ultras werfen Steine, die Soldaten antworten mit Tränengas – oder werfen die Steine zurück

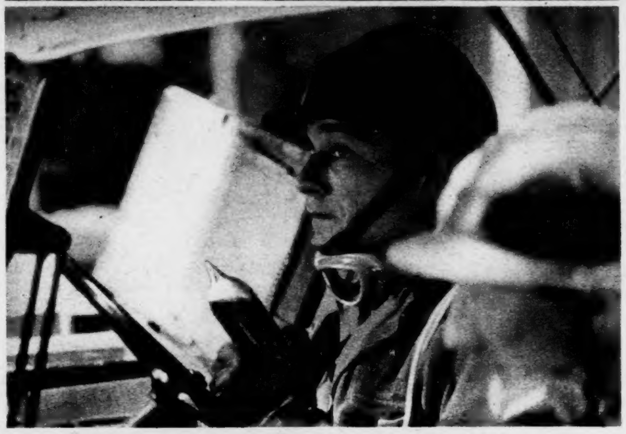
Der Kampf verschärft sich: Die Soldaten treiben mit Handgranaten, die zwar knallen, aber kaum verletzen, die Ultras zur Flucht

Der Straßenkampf dauert zwölf Stunden – die Soldaten dürfen auf die Demonstranten nicht schießen. Es gibt Verwundete, aber keine Toten

General de Gaulle konnte sich nicht in die großen Städte – mit europäischer Mehrheit – wagen. Auch auf seiner Reise durch die algerische Provinz mied er meist die Europäer, sprach sofort die Moslems an, um sie für seine Politik einer Koexistenz zu gewinnen. Ein mutiges Unternehmen – aber zu spät. Die Moslems haben sich durch ihren Aufstand in Algier eindeutig für ein Algerien ohne Franzosen entschieden, dafür, sich selbst zu regieren

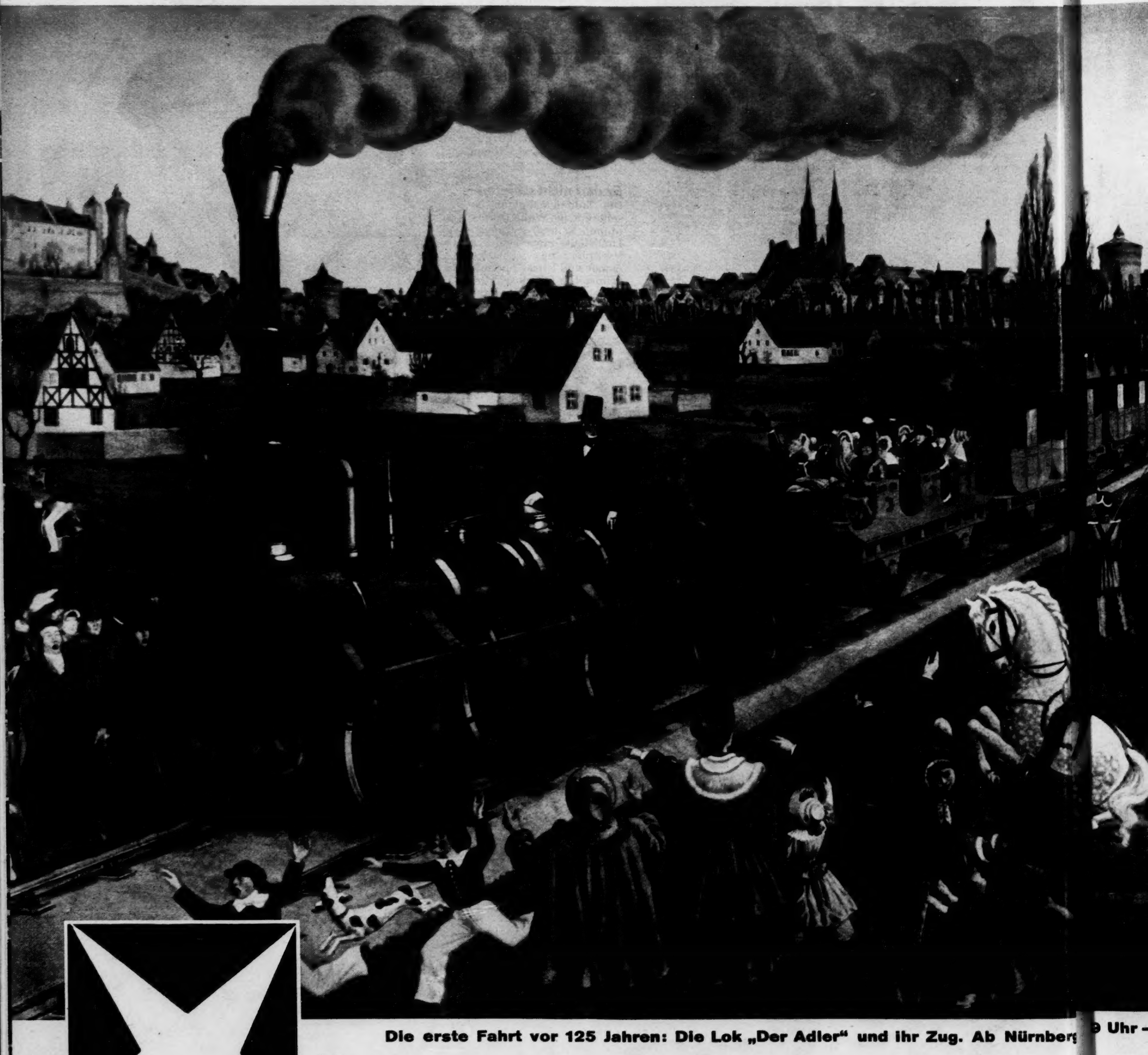
Rückversichert hat sich François Faizant (links). Er verwaltet das Gut Bouzian in Algerien. Sein Haus gleicht einer Festung, Waffen liegen stets griffbereit. Für alle Fälle hat er sich zudem einen Bauernhof in Frankreich gekauft

Seit Generationen gehört den Aversengs (rechts oben) das Gut Bouzian. Jules Averseng ist ein echter „Schwarzfuß“, wie man die ersten Kolonisten nannte. Er behandelt seine arabischen Arbeiter gut, hält aber nichts von ihnen



Er darf nicht schießen. Die Tränengasbombe ist seine einzige Waffe (rechts unten). Er muß sie gegen Landsleute einsetzen. Die Verbrüderung zwischen Armee und Ultras hat aufgehört. Die Offiziere murren, aber sie meutern nicht

125 Jahre – zurücktreten, bi



Die erste Fahrt vor 125 Jahren: Die Lok „Der Adler" und ihr Zug. Ab Nürnberg 9 Uhr –

Uns Heutigen erscheint sie oft schon als liebenswerte, romantische, altmodische Spielerei. Doch damals war sie eine imposante, oft furchterregende Neuerung. Die Deutsche Eisenbahn. Damals erließen die Staaten Gesetze, um ihren Bau – später um ihren Bankrott zu verhindern. Sie brachte den Fortschritt ins Land und Monarchen ins Exil. Sie wurde immer schneller und immer komfortabler, wenn auch die Zeiten nicht besser wurden. Bei ihrem Anblick träumen Erwachsene von fernen Ländern und Kinder vom Gabentisch zu Weihnachten. Als die Eisenbahn vor 125 Jahren gegründet wurde, hielten viele Leute sie für eine unnütze, sündhaft teure Spielerei. Es ist ihr Schicksal, daß sie diesen Ruf bis heute nie ganz losgeworden ist.

E
V
J
V

…n, bitte!

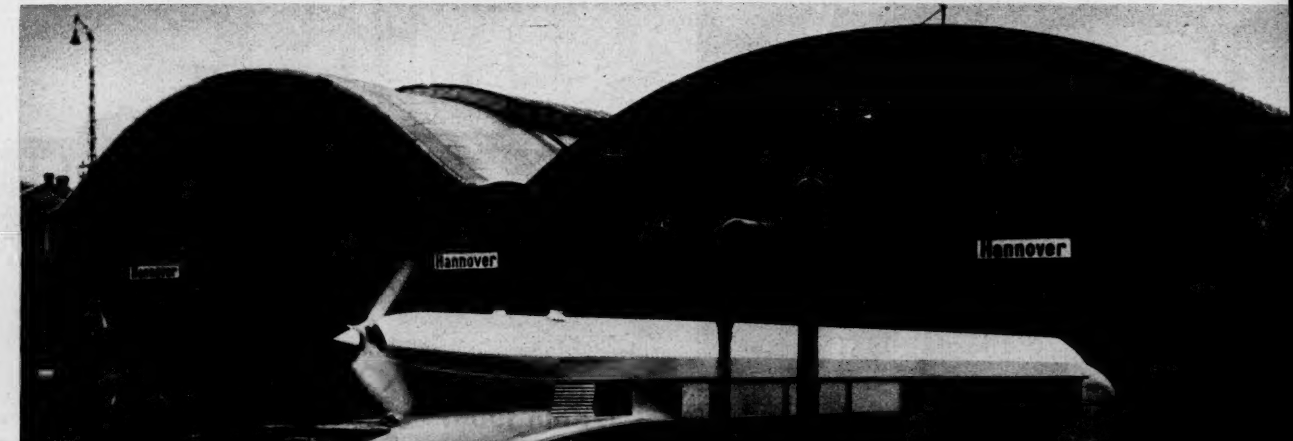
…nberg 9 Uhr — an Fürth 9.25 Uhr

…n
…ei
…on
…ch
…or
…le
…re
…e-
…st.

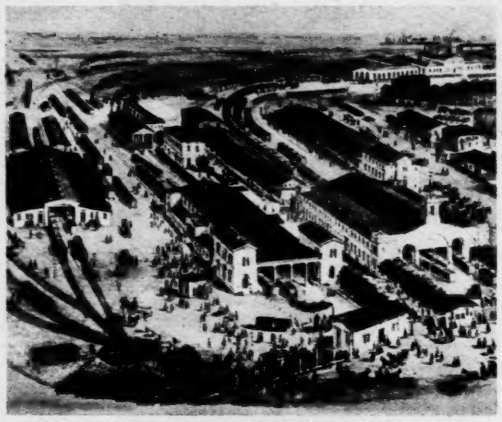
EIN BERICHT
VON
JÜRGEN
VON KORNATZKI

Bitte zurücktreten, Türen schließen -

und Vooorsicht am Zuge!" Der Zug, der den Hamburger Hauptbahnhof um 14.02 Uhr verläßt, ist ein Trans-Europa-Expreß TEE und erreicht um 23.35 Uhr Paris. Die ganze 947 km lange Strecke jagt er mit durchschnittlich 103 km/st dahin. Eine gewaltige Geschwindigkeit. Die erste deutsche Lok, „Der Adler", bewegte sich mit ganzen 23 km/st dahin. Wenn man weiß, daß der Schienen-Zeppelin schon im Jahre 1931 eine Reisegeschwindigkeit von 157 km erreichte, erscheint einem der Fortschritt freilich nicht so groß. Das berühmt gewordene Experiment „Schienenzepp" auf dem Wege zum immer noch schnelleren Fernzug mußte damals abgebrochen werden, weil es zu kostspielig war. Wie schon mancher andere Versuch in der Geschichte der Eisenbahn, die sich wie ein spannendes, wunderschönes — und manchmal freilich auch recht gefährliches Abenteuer liest

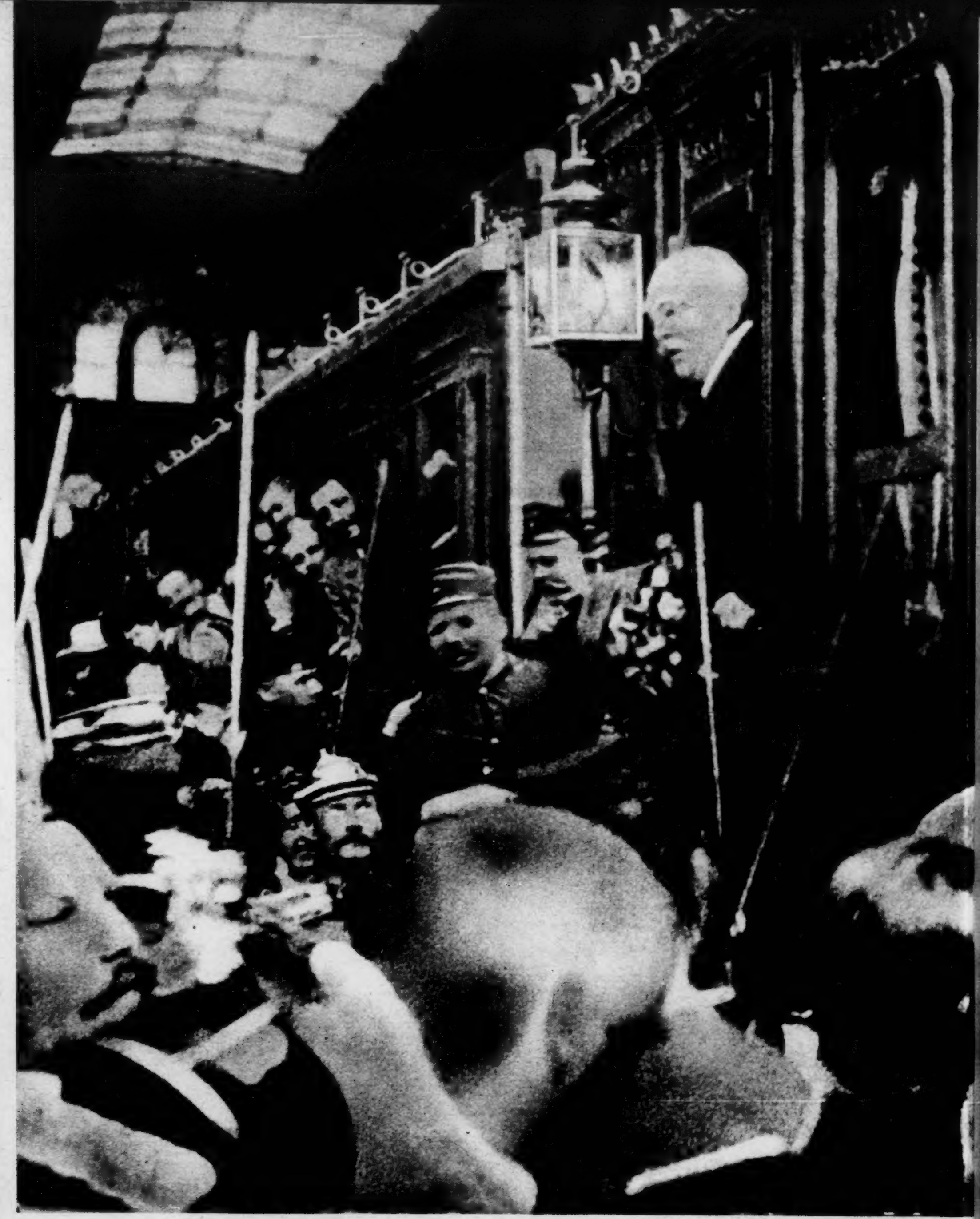


Seit 125 Jahren: Bitte zurücktreten



Wes Lied ich sing, des Bahn ich fahr

Leipzig 1862: drei Bahnhöfe, drei Gesellschaften. Wenn auch die Bahnhöfe später zusammengelegt wurden und manche der privaten Gesellschaften verschwanden, so gab es doch bis zum Jahre 1918 acht verschiedene Staatsbahnen, so wie auch jedes deutsche Land seine eigene Hymne hatte. Erst später, nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, entstand 1920 die einheitliche Deutsche Reichsbahn

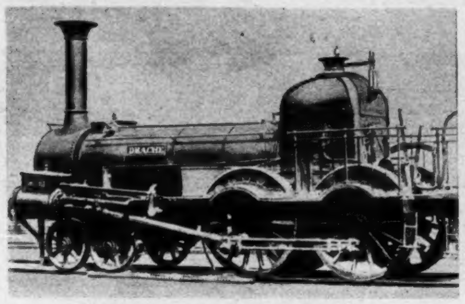


Berlin 1890: Bismarcks Abschied

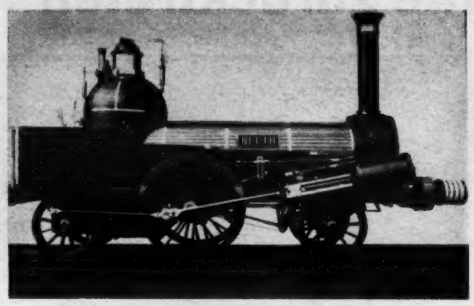
Weltgeschichte auf dem Bahnsteig: Hunderte treuer Anhänger lassen am 29. März 1890 den Reichsgründer Fürst Bismarck hochleben, den sein junger Kaiser Wilhelm II. zum Rücktritt und zur Abreise gezwungen hat. Manche spüren es; der Kaiser ahnt es nicht einmal, daß von diesem Augenblick an die Fahrt steil bergab geht. Er spürt das nahende Ende der Monarchie noch nicht einmal dann, als er im letzten Kriegssommer 1918 auf dem Bahnsteig seines Hauptquartiers zusammen mit Hindenburg (Bild links) seinen „treuen Verbündeten" erwartete – den österreichischen Kaiser Karl, der schon heimlich mit den Feinden verhandelt, ohne auf Wilhelm II. Rücksicht zu nehmen

Köln 1906: Der D-Zug rollt durch die Stadt

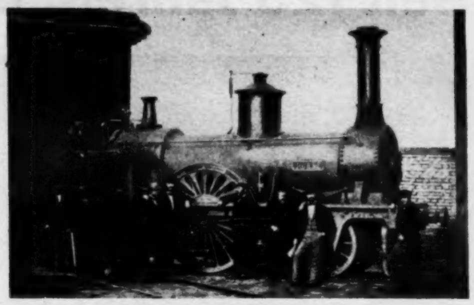
Es ist der D-Zug Köln–Berlin, und dieses Bild, das uns heute gruseln macht, hatte damals nichts Schreckliches: Es gab kaum Kraftfahrzeuge, und so machte sich niemand darüber Gedanken, wenn Geleise durch die Straßen führten oder etwa Bahnübergänge ohne Schranken waren. Eine geruhsame Zeit. In ihr lebt die jetzige Bundesbahn offensichtlich noch immer – wie die Zahl der Menschen beweist, die an Bahnübergängen sterben, weil diese bislang, wie noch zu Kaisers Zeiten, unbeschrankt geblieben sind



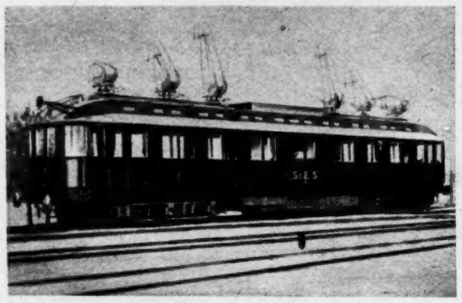
1848: der Henschel-„Drache"



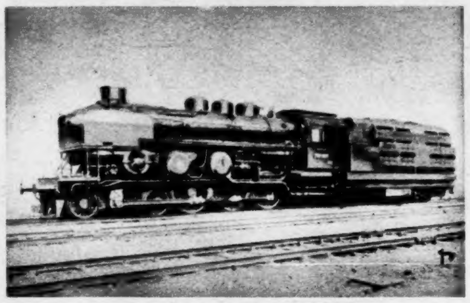
1844: die Borsig-„Beuth"



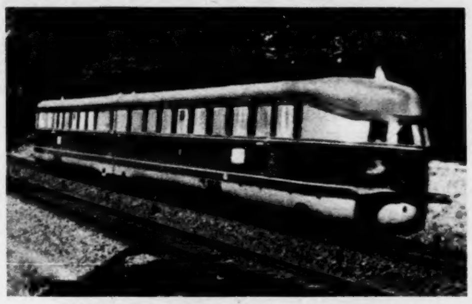
1862: die schnelle Hanomag



1903: der „rasende Zossener" der AEG



1923: die erste Turbinenlok



1931: der „fliegende Hamburger"

Neue Loks – auf alten Dämmen

Die erste deutsche Lok, „Der Adler", der Strecke Nürnberg–Fürth lief nur 23 km/st. Der „Drache" und die „Beuth" leisteten schon enorme 60 km/st. Und als die 200. Hanomag die Werkstatt verließ, mußte man sich ernsthaft Gedanken um die Gesundheit der Lokführer machen, denn diese Maschine erreichte bereits 100 Stundenkilometer. Also lautete der Beschluß: Ab sofort ein schützendes Fahrerhaus für jede Lok. Mit der Geschwindigkeit der Züge zugleich wuchs auch das Eisenbahnnetz. 1871 gab es im Deutschen Reich 18 000 Kilometer Eisenbahnstrecke, 1905 waren es 57 000 km – 21 000 mehr als heute in der Bundesrepublik. Es schien auch keine Schwierigkeiten zu bieten, Züge mit Geschwindigkeiten von 200 Stundenkilometern von einem Ende des Reiches zum anderen zu jagen. Die AEG baute einen Triebwagen, der 203 km/st lief und der erst 1931 vom „Schienenzepp" und dem „fliegenden Hamburger" übertroffen wurde. Jedoch für so schnelle Züge sind die Dämme zu schwach. Und die Bahn fährt noch heute – langsamer, als die Technik es erlauben würde – in alten Geleisen

Schicksalswende am Schienenstrang

Der Mann auf dem Bahnsteig des holländischen Grenzortes Eysden, der trotz seines hochgestellten Pelzkragens ein Frösteln nicht verbergen kann, heißt Wilhelm II. Er ist seit 5 Uhr morgens dieses 10. November 1918 nicht mehr deutscher Kaiser und König von Preußen, sondern Flüchtling, der in Holland um Schutz bittet. Dreimal hatte er den Hofzug bestellt, um ins Exil zu fahren. Dreimal hatte er seinen Befehl wieder zurückgezogen. Sein Entschluß, dann doch zu fliehen, war heiß umstritten. Dennoch hofften alle, daß nach der Abdankung Wilhelms II. ein dauerhafter Frieden möglich sein würde. Niemand ahnte, daß sich das ganze Grauen auf den gleichen Schauplätzen und zum Teil auf den gleichen Schienen wiederholen würde

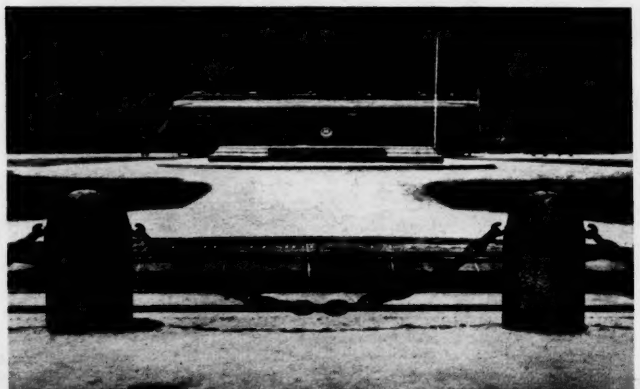
Seit 125 Jahren: Bitte zurücktreten

„Ausflugswagen" nach Paris

„Jeder Stoß ein Franzos", „jeder Schuß ein Ruß" – die jungen und die alten Männer, die 1914 an die Front rollen, sie scheinen die Strapazen nicht zu spüren, die sie erleben, die Leiden nicht zu ahnen, die sie erwarten. Die Parole „Weihnachten sind wir zu Hause", die bei Kriegsausbruch 1939 nur noch zögernd über die Lippen wollte – sie kam 1914 aus gläubigen Herzen. Das Ausflugsziel Paris wurde 1914 nicht erreicht. Das Grauen der Schlachten zog sich über Jahre – wie auch nach dem verblüffenden Blitzkrieg 1940. Bald mischten sich in die Truppentransporte Züge, deren Räder nicht für Siege rollten

Zweimal auf dem gleichen Geleise

Torheiten im Salonwagen: Am 11. November 1918 an dieser Stelle des Waldes von Compiègne und in diesem Wagen zwang der französische Marschall Foch die Unterhändler der neuen Deutschen Republik zu demütigenden Waffenstillstandsbedingungen, die Deutschland nie verwinden konnte. 1940 wiederholte Hitler die törichte unnötige Demütigung: Er zwang die geschlagenen Franzosen, am gleichen Ort und im gleichen Wagen um Waffenruhe zu bitten



Der „lange Max" beschießt Paris

Aus dem Walde von Crépy, 120 Kilometer vor Paris, beschoß das berühmte Kruppsche Eisenbahngeschütz die französische Hauptstadt. Die Beschießung aus dieser Entfernung war für den preußischen Generalstab triumphaler Höhepunkt einer Entwicklung, die mit Moltke begonnen hatte. Dieser hatte 1866 als erster eine Armee per Eisenbahn aufmarschieren lassen und nicht zuletzt durch die größere Schnelligkeit dieses Systems den Sieg von Königgrätz errungen

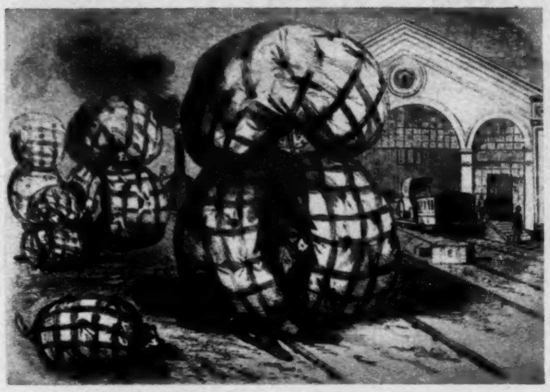
„Liegewagen" ins Lazarett

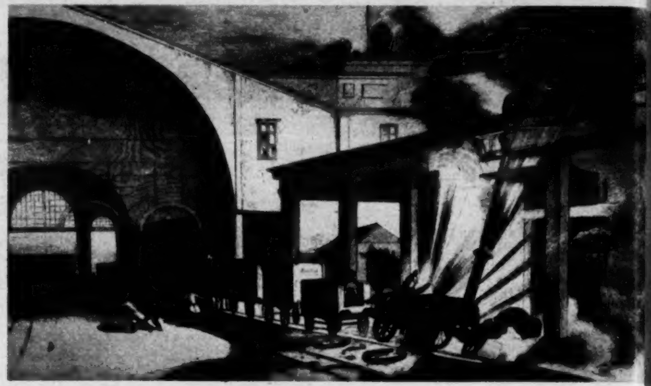
Gestern saßen sie noch auf stolzen Panzern, in Stukas oder in schnittigen Schnellbooten. Nun liegen sie bleich in grobleinenen Kissen, und nicht allzu viele sind in den Lazarettzügen, die mit einem billigen „Heimatschuß" davongekommen und nicht fürs Leben geschädigt sind. In diesen Jahren, besonders gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, wird der Schienenstrang zum Leidensweg. Es sind nicht nur die Schwerverwundeten, die ihn antreten. Manchmal enden die Geleise bei einem Lazarett, manchmal in einem Gefangenenlager, manchmal dort, wo rauchende Krematorien weithin verkünden, daß es von hier keine Wiederkehr gibt

1945: Trittbrettfahrt mit Hindernissen

Wißt ihr noch, wie's damals war? Damals war die Eisenbahn die einzige Hoffnung, an die wir uns klammern konnten. Sie war rußig, fleckig, überfüllt, aber sie brachte uns dorthin, wo wir unsere Angehörigen suchten, zum Hamstern ins Bauerndorf und mit einigem Glück mit vollen Rucksäcken wieder nach Hause. Sie ließ sich mehr oder minder geduldig die Kohlen klauen – manches Stück Holz, manch' brauchbaren Draht dazu. Das alles war nach ein paar Jahren vergessen. Man verlangte und erhielt Bequemlichkeit und Komfort nach der Devise „schnell und sicher mit der Bundesbahn". Und mancher, der sich heute bequem im TEE-Zug räkelt, weiß gar nicht mehr, daß irgendwo an einem Stacheldraht die Schienen enden und daß die Züge – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nach Osten nicht mehr fahren. Aber wer denkt schon gern daran – angesichts des Komforts, den die Bahn im beschaulichen Westen zu bieten sich bemüht

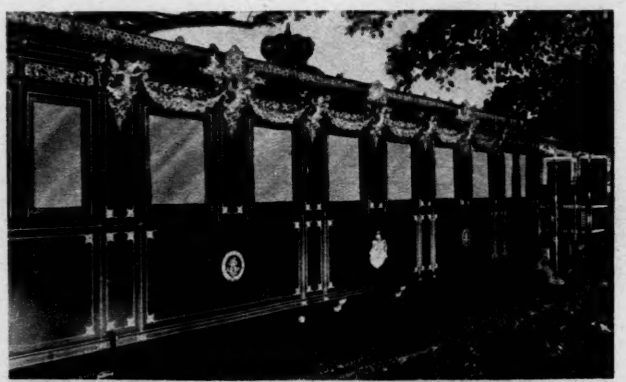
Seit 125 Jahren: Bitte zurücktreten





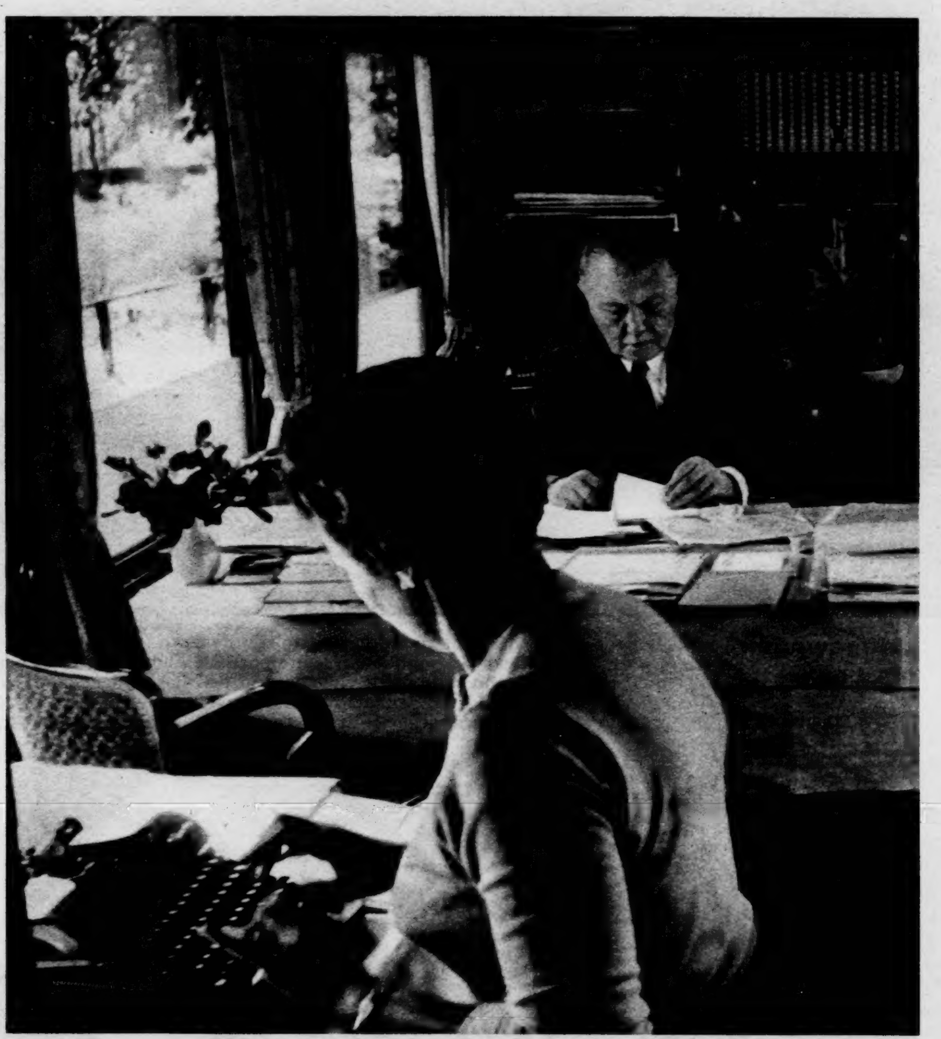
Zeichner mit Prophetengabe

Das kann nicht gutgehen, sagten die Leute, als im Dezember 1835 die erste Eisenbahn über die Schienen rumpelte. Sofort gingen auch Karikaturisten mit Witz und spitzem Stift der neuen Narretei zu Leibe. Ein Zeichner aus dem Jahre 1847 erfand eine sinnig gepolsterte Schutzbekleidung gegen Eisenbahnunfälle, nachdem 1846 auf dem Leipziger Bahnhof eine „Windsbraut" geheißene Lokomotive explodiert war. Ein anderer Zeichner ließ einen Beerdigungsunternehmer höflich einen Reisenden fragen: „Sie wollen mit der Eisenbahn fahren? Darf ich



Der Märchenzug des Bayernkönigs

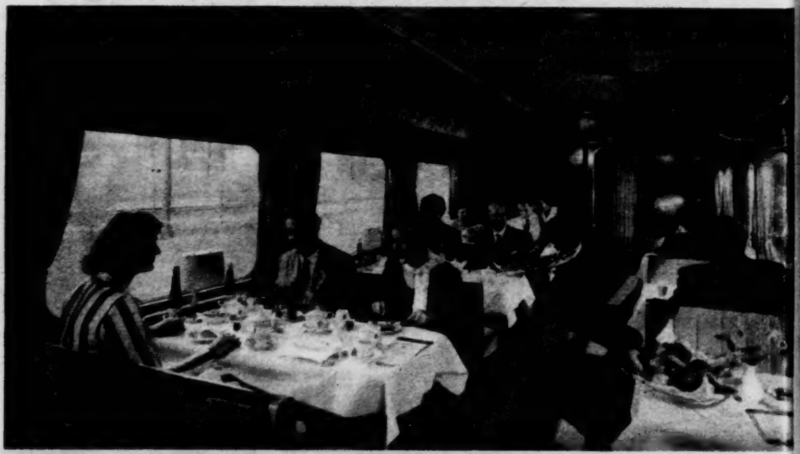
Damals war es Sitte, sich zwar der neuen Technik zu bedienen, sich aber mit Plüsch und Schnörkeln gegen die Einsicht abzuschirmen, daß die neue Technik zwangsläufig auch eine neue Zeit mit ins Land bringen müsse. Ludwig II., Bayerns wunderlicher Märchenkönig, war selbst so nicht an das Moderne zu gewöhnen. Von ihm wird berichtet: Wenn er die Eisenbahnbrücke von Großhesselohe bei München passieren mußte, so ließ er des Nachts die Schienen mit Bohlen bedecken und fuhr mit Pferd und Wagen darüber hinweg



Seit 1949 ein gewohntes Bild: Konrad Adenauers rollende Bundeskanzlei

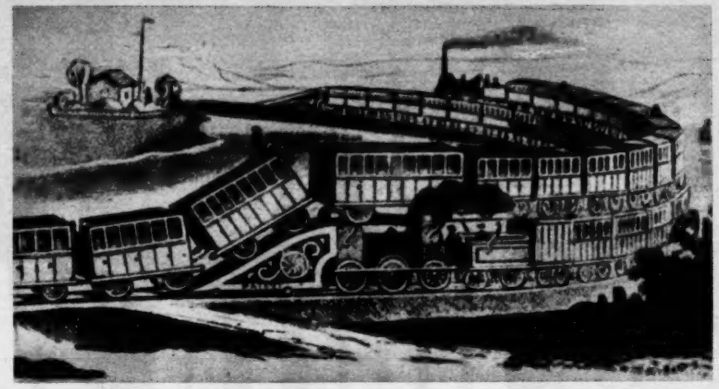
Der Plombenzug des roten Zaren

Die Revolution kam im Sonderzug: Weil die russische Regierung 1917 mit Deutschland keinen Frieden schließen wollte, gewährten die Deutschen dem Bolschewisten Lenin freies Geleit aus seinem Exil in der Schweiz nach Rußland. Die einzige Bedingung: Er mußte Deutschland in einem plombierten Sonderzug durchqueren. So half die kaiserliche Regierung, jene Revolution vom Oktober 1917 zu entfesseln, die uns heute bedroht



Mit Komfort geht alles besser

An gedeckten Tischen, in bequemen Sesseln, rollt der Reisende bequemer als je zuvor. Allerdings auch teurer als je zuvor. Und die Bundesbahn arbeitet mit Verlust. Leute, die das sehr bekümmert, mögen sich damit trösten, daß die Reichsbahn laut Vertrag von Versailles ohnedies jeden Gewinn bis zum Jahre 1964 als Reparationskosten an die Siegermächte abführen sollte – sofern sie einen Gewinn erzielt



Ihnen meine Karte geben.?" „Der Dorfbarbier" schließlich wußte 1851 einem geneigten Publikum folgenden guten Vorschlag anzubieten: Jede Lok sollte eine Rampe auf Rädern vor sich herschieben, bedeckt mit Schienen, die einen unversehens entgegenkommenden Zug über die Dächer der eigenen Wagen lenken könnte. Wenn man diese Zeichnung heute wieder betrachtet, muß man zugeben: Der Karikaturist von damals hat doch nicht ganz unrecht behalten. Denn die „Huckepack-Wagen" gibt es heute wirklich. Sie befördern Kraftfahrzeuge, schärfste Konkurrenz der Bundesbahn, sei es zum Käufer, sei es zum Urlaubsort, wenn dem Fahrer – mit Beschlagnahme seines Autos bedroht – der Verkehr auf Seebohms Straßen zu gefährlich wird ■

Das Wunder des Herrn Wicki

Mitten in unseren Großstädten, zwischen Bars und Fabriken dreht Bernhard Wicki einen Märchenfilm für Erwachsene

[illegible] versetzt Berge — das Gebet des Paters Malachias versetzt die sündige Bar neben seiner Kirche auf eine Nordsee-Insel. — Ein Wunder? Doch als das „Gottesgericht" zu einer Touristenattraktion wird, wünscht sich der Pater: „Ach, wäre doch mein Gebet bloß niemals erhört worden..."

Was wäre, wenn heute ein Wunder geschähe? So wie in biblischen Zeiten, aber mitten in einer Großstadt des Ruhrgebiets? „Das Wunder des Malachias" geschieht in Gelsenkirchen: Der Pater Malachias bittet den lieben Gott, er möge die Bar neben seiner Kirche zum Teufel jagen. Und siehe, das Wunder geschieht — so wie sich damals Wasser in Wein verwandelte, die Hungrigen mit einem Brot gespeist und Tote zum Leben erweckt wurden. Doch heute steht nicht mehr eine andächtige Menge vor den Zeichen des Wunders. Heute greifen Reklamemanager, Geschäftemacher und Sensationsjäger nach diesem „Knüller". Die auf einer Nordsee-Insel „gelandete" Bar steht bald unter Glas, gegen Eintrittsgeld zu besichtigen, ein neuer Tummelplatz des „süßen Lebens" — jetzt freilich etwas teurer als vorher. Derweil bemühen sich Juristen, die Schadenersatzklage zu klären. Und dort, wo die alte Bar stand, wachsen

St. Malachias als antike Statue: kaum berühmt, schon lieferbar — Geschenk für Managergattinnen

die Buden der Würstchen-, Ansichtskarten-, Wunderwasser- und Legendenverkäufer aus dem kostbar gewordenen Boden wie Pilze nach einem warmen Regen. Das hatte Pater Malachias nicht gewollt! Bernhard Wicki, der Schauspieler, der Regisseur wurde, machte aus dieser märchenhaften Story einen harten, realistischen Film. So hart wie „Die Brücke", sein erster Regieerfolg, der ihm internationale Anerkennung einbrachte. „Das Wunder" hält unserer Welt einen Spiegel vor — auch der Filmwelt. Denn die Bardame Nelly (Karin Hübner) wird als „das Mädchen, das das Wunder sah" so berühmt, daß ihr schließlich der Film eine Starrolle gibt. Wicki demonstriert mit seinem „Wunder", was er von solchem Ruhm hält: Seine Schauspieler (Horst Bollmann als „Malachias", Christiane Nielsen und Karin Hübner) sind „nur" begabte Könner. Stars werden sie vielleicht erst durch das „Wunder"...

Mannequin Nelly sah das Wunder — und ihre Chance, berühmt zu werden

Die Kripo ist ratlos: Wo eben noch die „Eden-Bar" stand, gähnt ein Loch (oben). Die Bar ist weg, und mit ihr alle Gäste — kurz nachdem der Pater vor dem „Sündenhaus" (rechts) kniend ein Gebet sprach. Wie ist dieser Fall zu klären? Liegt hier Raub, Entführung oder nur grober Unfug vor? Wer ist der Täter? Das Wunder wird zum Problem, der Pater zum Sündenbock, der Ort des Wunders zum Rummelplatz

Das in Hamburg konstruierte Düsenflugzeug gedieh nur bis zum Holzmodell. Dort, wo jetzt Transportmaschinen für die Bundeswehr montiert werden, sollten wie

Bundeswirtschaftsminister Erhard versprach Unterstützung, doch die Hamburger warteten vergebens

Am Boden zerst

Bonn verspielte die Chance - Das Hamburger Düsenpassa
HFB 314 wird nicht gebaut - Haben wir denn nur für Düsen

lten   wieder Verkehrsflugzeuge entstehen

estört

Düseassagierflugzeug
nur fDüsenjäger Geld?

Düsenflugzeuge sind stark gefragt, die Konkurrenz schläft nicht

Knapp 100 Stück ihrer „Caravelle" (links) konnten die Franzosen bisher verkaufen. Die Engländer arbeiten mit Hochdruck an der Fertigstellung der „De Havilland 121" (rechts), und seit kurzem planen auch die Amerikaner den Bau eines neuen Mittelstreckenflugzeugs. Sie konnten einen Auftrag über 80 „Boeing 727" (Mitte) verbuchen

Die HFB 314: der deutsche Beitrag zum Düsenzeitalter

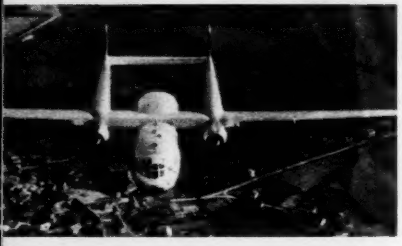
Unter der Leitung des Entwicklungschefs Hans Wocke, der früher bei Junkers war, konstruierten die Ingenieure der Hamburger Flugzeugbau GmbH (HFB) eine hochmoderne, schnittige Düsenmaschine. Die HFB 314 sollte bei minimalen Betriebskosten bis zu 70 Passagiere im 950-km/st-Tempo befördern. „Ein gelungener Entwurf", urteilten Fachleute. Untersuchungen hatten zudem gezeigt, daß es möglich sein müßte, eine stattliche Anzahl HFB 314 an die Verkehrsluftfahrt zu verkaufen. Doch die Entwicklung eines so modernen Düsenflugzeugs erfordert nicht nur einige Jahre Zeit, sondern auch etliche Millionen Mark. Bonn sollte das Projekt unterstützen. Aber die Verhandlungen zogen sich hin und blieben ohne Erfolg. Jetzt ist die Chance verspielt

Das zweite Bein hätte die HFB 314 für die Hamburger Flugzeugwerft werden können. Bis jetzt ist dort nämlich, wie auch bei den meisten anderen Werken der noch jungen bundesdeutschen Flugzeugindustrie, die Produktion recht einseitig orientiert. Die wiedererstandenen Firmen wie HFB (früher Blohm & Voss), Messerschmitt, Heinkel, Focke-Wulf oder Dornier (Bild) produzieren zwar Flugzeuge. Es handelt sich aber fast ausnahmslos um Maschinen für die Bundeswehr. Was sollen die rund 20 000 Facharbeiter dieses Industriezweiges herstellen, wenn die Bundesluftwaffe einmal fertig ausgerüstet ist? Brauchen wir dann noch eine Flugzeugindustrie? Lesen Sie die Antworten auf der nächsten Seite

Müssen wir Flugzeuge bauen?

„Ich darf das Versprechen für die Zukunft geben, daß wir willens sind, in der kommenden Zeit für Forschungsaufgaben und Entwicklung Mittel bereitzustellen." So sagte Bundeswirtschaftsminister Professor Erhard auf der Zweiten Deutschen Luftfahrtschau in Hannover. Seiner Ansicht nach sei es unmöglich, daß die junge Flugzeugindustrie der Bundesrepublik die Kosten für Entwicklung und Erprobung neuer Flugzeuge allein aufbringe.

Knapp achtzehn Monate später, am Ende des Jahres 1960, teilte die Leitung der Hamburger Flugzeugbau GmbH dem Wirtschaftsminister brieflich mit, daß sie ihr „Projekt 314" – das hoffnungsvollste deutsche Flugzeugbauvorhaben der Nachkriegszeit – schweren Herzens zu den Akten gelegt habe. Bis dahin hatten die Hamburger Flugzeugbauer fest auf Erhards Versprechungen gerechnet – und waren bitter enttäuscht worden. Sie hatten rund 2 Millionen Mark in die Entwicklung der hochmodernen Düsenpassagiermaschine „HFB 314" gesteckt, waren von Fachleuten aus aller Welt immer wieder zum Weitermachen ermuntert worden. Bonn jedoch konnte sich nicht entscheiden.



NATO-Transporter „Noratlas"

Übungsdüsenjäger „Magister"

Heeres-Flugzeug „Dornier 27"

„DDR"-Düsenmaschine „152"

Made in Germany. *Es gibt wieder „deutsche Flugzeuge". Im Westen sind es überwiegend nachgebaute ausländische Militärmaschinen. Die Sowjetzonen-Industrie dagegen arbeitet an einem Düsenflugzeug für den Passagierverkehr im Ostblock*

Daß gerade bei der Hamburger Flugzeugwerft die Idee aufkam, neben Transportmaschinen für die Bundeswehr auch wieder Verkehrsflugzeuge zu bauen, war kein Zufall. Das Werk, das früher einmal den Namen Blohm & Voss trug und auch jetzt kapitalsmäßig mit der traditionsreichen Schiffswerft verbunden ist, beschäftigte sich schon vor dem Krieg mit dem Bau großer Passagiermaschinen. So entwickelten Hamburger Ingenieure beispielsweise in den dreißiger Jahren für die Lufthansa das sechsmotorige Flugboot BV 222, damals eins der größten Flugzeuge der Welt, das für Transatlantikflüge mit 25 Passagieren gedacht war. Hinzu kam, daß die heute in der Firma tonangebenden Techniker früher bei Junkers waren, wo zu Friedenszeiten gleichfalls immer an Großflugzeugen gearbeitet wurde.

Als die Hamburger Ingenieure im Oktober 1957 anfingen, die Pläne für die HFB 314 zu skizzieren, gab es in Bonn bereits Bedenken gegen das Projekt. Die französische Luftfahrt-Industrie hatte eben erst die Entwicklung ihres schnellen Düsenliners „Caravelle" beendet, und man befürchtete, die Franzosen könnten eine deutsche Konkurrenz übelnehmen.

Später liefen sich dann die Verhandlungen zwischen Hamburg und Bonn endgültig im Gestrüpp der Bürokratie fest. In der Bundesresidenz am Rhein schien niemand für die Belange der Flugzeugindustrie zuständig zu sein. Einmal hatte Verkehrsminister Seebohm etwas gegen das Projekt HFB 314, ein andermal war Finanzminister Etzel nicht im Lande, und die Beratungen im Wirtschaftskabinett blieben wiederum erfolglos.

Auch Hinweise auf das englische Beispiel halfen nichts: In England gibt es ein besonderes Ministerium für die zivile Luftfahrt, das nach dem Motto „Wer Dampfkessel exportieren will, muß Atomreaktoren bauen", die Entwicklung neuer Verkehrsflugzeuge mit enormen Summen fördert. Die Engländer haben erkannt, daß heutzutage technische Spitzenerzeugnisse wie Atomreaktoren oder eben Düsenflugzeuge der Maßstab sind, an dem die Leistungsfähigkeit eines Industriestaates gemessen wird. In Bonn wollte das niemand wahrhaben. Und Minister Erhard meinte: „Wir exportieren ja schon genug."

Nur ein einziger Auftraggeber

Dabei wollten die Hamburger gar nichts Unmögliches. Sie hatten lediglich einen „Erfolgskredit" beantragt, das heißt, die Bundesregierung sollte einige Millionen Mark vorschießen; das Geld wäre zurückgezahlt worden, wenn die Passagiermaschine ein Geschäft geworden wäre. Die Aussichten dafür waren nicht schlecht, denn die zivilen Fluglinien brauchen moderne Düsenflugzeuge als Ersatz für ihre allmählich unmodern werdenden Propellermaschinen. Allein von dem älteren Flugzeugmuster „Viscount", das auch bei der Lufthansa eingesetzt wird, fliegen zur Zeit etwa 420 Maschinen, die nach und nach aus dem Verkehr gezogen werden sollen.

Die Hamburger Flugzeugbauer schätzen, daß sie Aufträge für mindestens ein paar Dutzend, wenn nicht sogar für mehr als hundert HFB 314 hätten bekommen können. Doch Bonn zögerte zu lange. „Die ausländische Konkurrenz ist zu groß geworden", resigniert der technische Geschäftsführer des Hamburger Werkes, Diplomingenieur Hermann Pohlmann, „so daß wir jetzt die Verantwortung nicht mehr tragen können, ein solches Projekt weiterzuführen." Inzwischen haben die Engländer und Amerikaner Düsenmaschinen von der Art der HFB 314 entwickelt und damit Millionenaufträge eingeheimst.

„Was mit der Hamburger Flugzeugbau GmbH geschehen ist", kommentierte der Hamburger Bürgermeister Engelhard, „dürfte in der Nachkriegszeit einzig dastehen. Alle Industriestaaten finanzieren die Entwicklung neuer Zivilflugzeuge aus öffentlichen Mitteln ... Dadurch, daß man seitens der Bundesregierung die Angelegenheit immer wieder verschleppt hat, ist eine echte Chance für einen der schwächsten deutschen Wirtschaftszweige endgültig verspielt worden."

Tatsächlich sind die deutschen Flugzeugfirmen noch immer Spätheimkehrer im Wirtschaftswunderland. Bis 1955 waren Konstruktion und Bau von Flugzeugen für Deutsche von den Alliierten verboten. Seitdem sind die altbekannten Firmen wiedererstanden. Sie arbeiten jedoch noch immer fast ausschließlich nach ausländischen Plänen und nur für einen einzigen Auftraggeber: die Bundeswehr. Die Hamburger Flugzeugbau GmbH zum Beispiel stellt zusammen mit anderen norddeutschen Werken nach französischen Lizenzen den Transporter „Noratlas" her. Bei Focke-Wulf in Bremen werden Luftwaffen-Übungsmaschinen des italienischen Typs „Piaggio P 149", bei Messerschmitt in München Trainings-Düsenjäger des französischen Musters „Fouga Magister" gebaut. Einzig Dornier konnte eine größere Serie einer selbstkonstruierten vier- bis sechssitzigen Maschine (Do 27) auflegen – für die Bundeswehr.

Die neuerrichteten Fabriken der sowjetzonalen Flugzeugindustrie beschäftigen sich demgegenüber nur mit Entwicklungen für die zivile Luftfahrt. Sie haben eine Serie des sowjetischen Passagierflugzeugs IL 14 gebaut und wollen jetzt mit der Serienanfertigung des ersten DDR-Düsenpassagierflugzeugs beginnen.

Die ägyptische Krankheit

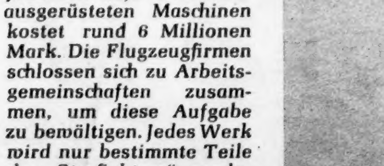
Auf diese Weise konnten sich die westdeutschen Flugzeugbauer wenigstens mit den seit dem Kriege sprunghaft veränderten Techniken des modernen Flugzeugbaus vertraut machen. Sie brennen nun allerdings darauf, ihre Fähigkeiten an eigenen Konstruktionen zu erproben – nicht nur, um der deutschen Wirtschaft neue Exportmöglichkeiten zu erschließen, sondern auch, um noch modernere Ideen zu verwirklichen. Die Flugzeugindustrie hat sich oft genug als Schrittmacher der Technik erwiesen – verschiedene Verfahren des Leichtbaus, aber auch neue Methoden des Brückenbaus wurden zum Beispiel von Flugzeugingenieuren erdacht – so daß Projekte wie das der HFB 314 durchaus die gesamte Technik eines Landes befruchten können. In Bonn jedoch zogen solche Argumente nicht.

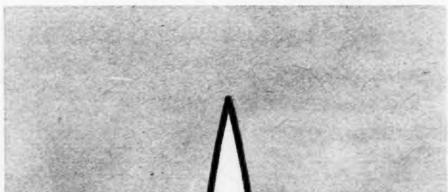
Nach dem Scheitern der Hamburger Düsenflugzeugpläne sehen sich die deutschen Flugzeughersteller noch einer anderen Gefahr ausgesetzt, die sie scherzhaft als „die ägyptische Krankheit" bezeichnen. Die Firmen haben jetzt schon Mühe, die jungen Ingenieure zu halten, die in den wiedererrichteten, kostspieligen Luftfahrt-Instituten ausgebildet wurden. Wenn diesen Ingenieuren in der Bundesrepublik keine interessanten Aufgaben, wie etwa der Bau von Düsenpassagiermaschinen, gestellt werden, erliegen sie allzu leicht den Verlockungen der ausländischen Konkurrenz.

In den letzten Monaten schickte sogar Ägyptens Staatschef Nasser Werber durch Deutschland, die den Flugzeugbauern großzügige Angebote vorlegten. Nasser will mit Hilfe der abgeworbenen Deutschen einen ägyptischen Düsenjäger bauen ●

Und was kommt nach dem „Starfighter"?

Die westdeutschen Flugzeugfirmen bereiten sich gegenwärtig auf eine Mammutarbeit vor. Sie sollen in den nächsten Jahren etwa 1000 NATO-Düsenjäger des Typs „Starfighter" (unten) nach amerikanischen Plänen bauen. Jede der aufs modernste ausgerüsteten Maschinen kostet rund 6 Millionen Mark. Die Flugzeugfirmen schlossen sich zu Arbeitsgemeinschaften zusammen, um diese Aufgabe zu bewältigen. Jedes Werk wird nur bestimmte Teile des „Starfighters" produzieren (rechts). Und was sollen die Werke herstellen, wenn die 1000 Düsenjäger fertig sind? Die Hamburger Flugzeugbauer schlugen den einzig denkbaren Weg vor: den Bau moderner Verkehrsflugzeuge für die Zivilluftfahrt





Düsenjäger „Starfighter"

PHILIPS – Fortschritt für alle

PH 6900.3 A

Unzählige Lichter weisen den Weg

Seit Gerard F. Philips im Jahre 1891 in seiner bescheidenen Werkstatt in Eindhoven die ersten Glühlampen herstellte, hat die Philips Lichttechnik eine einzigartige Entwicklung genommen. Heute strahlt Philips Licht über Autobahnkreuzungen, über riesigen Verschiebebahnhöfen, in Straßentunnels und auf den Boulevards der Weltstädte, auch auf den neuen Rheinbrücken in Köln und Düsseldorf und über Autobahnen und Schnellstraßen – um einige Beispiele zu nennen.

Farbige Lichter von Leuchtreklamen und Schaufenstern spiegeln sich tausendfach im Asphalt, flutende Lichtdome stehen über Sportplätzen in drei Kontinenten. Philips gehört zu den Pionieren der Flugplatzbefeuerung und lieferte für viele Flughäfen in der Welt Lampen und Ausrüstungen. Glühlampen für den Hausgebrauch und für die Industrie, Leuchtstofflampen, Quecksilberhochdruck- und Natriumdampflampen für größte Lichtstärken, Spezialleuchten aller Art ... Philips Licht macht die Nacht zum Tage.

Die Entwicklung von Lampen und Leuchten ist technisch noch immer im Fluß. Wissenschaftler und Ingenieure in vielen Philips Laboratorien mühen sich um wirtschaftlichere Fertigung und um neue Anwendungen des künstlichen Lichtes. Sie wollen das Leben heller und freundlicher gestalten, bei uns und in fast sechzig anderen Ländern der Erde, in denen Philips unermüdlich am Werke ist.

PHILIPS

Die deutschen Philips Unternehmen haben u. a. in ihrem Vertriebs-Programm:

Instrumente und Geräte für Industrie und Forschung · Radar-, Richtfunk- und Funksprechanlagen · Chemisch-pharmazeutische Produkte · Röntgen- und elektromedizinische Geräte · Elektroakustische- und Kinoanlagen · Rundfunk- und Fernsehsender · Fernsehbildröhren · Elektronenröhren für Rundfunk und Fernsehen sowie für alle Geräte der Elektronik · Transistoren · Halbleiter · Dioden · Elektronische Bauelemente · Lampen und lichttechnische Anlagen · Fernseh- und Rundfunkempfänger · Schallplatten · Phono- und Tonbandgeräte · Haushaltsgeräte und Trockenrasierer.

Was sie vom neuen Jahr erwarten

Unser politischer Karikaturist Fritz Wolf beschäftigte sich mit dem Wunschzettel der Politiker aus Ost und West für 1961

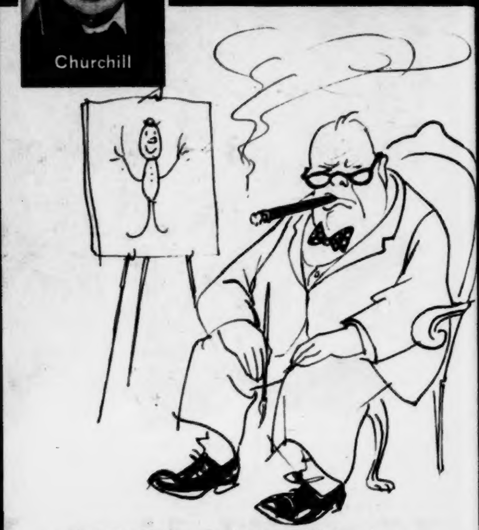
Ulbricht
Grotewohl

. . . ein offenes Tor nach dem Westen

Kennedy

. . . Weltmeister zu werden

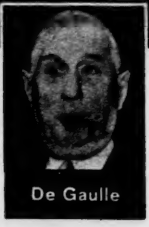
Churchill

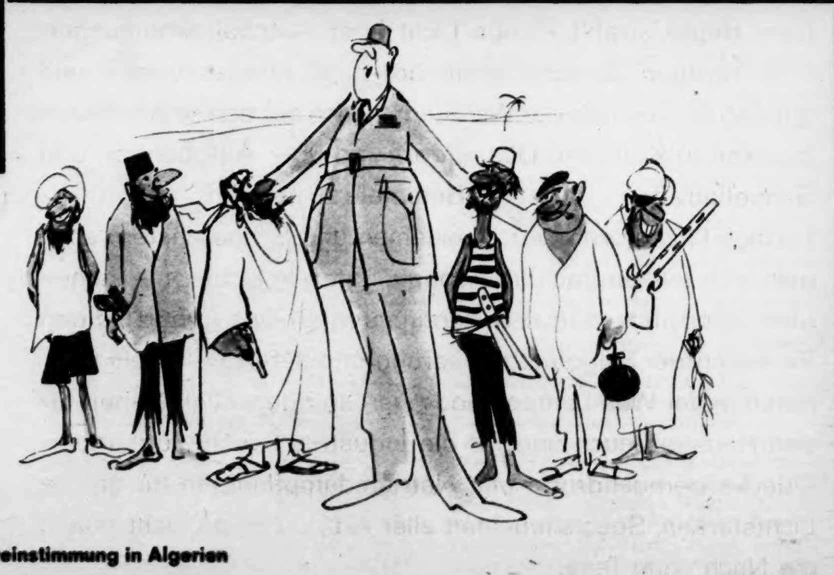


. . . das Ende der abstrakten Malerei

Hammarskjöld

. . . endlich Ruhe im Kongo


De Gaulle



. . . volle Übereinstimmung in Algerien

r

olf
tel
61

Dr. Adenauer

. . . einen würdigen Nachfolger

Willy Brandt

. . . die deutsche Meisterschaft zu gewinnen

Dr. Schröder

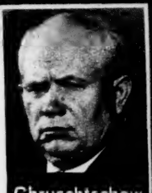
. . . einen gut aussehenden Ansager für das 2. Programm

. . . nicht immer für die Kameraden bezahlen zu müssen

Strauß

. . . durch geeignete Maßnahmen eine Entlastung des Straßenverkehrs

Seebohm



Chruschtschow

. . . einen verständnisvollen Empfang in Bonn

Stefan Olivier

Während Meyer-Krenzlin die Spritze füllte, wandte er dem Arztschreiber Geißler den Rücken zu

Jllustration: Rien Poortvliet – Ducret Associates

Seit fast zwei Jahren ist der ehemalige Oberleutnant Herbert Boysen im KZ. Er kennt die Geheimnisse und teuflischen Spielregeln dieser Hölle, die er überleben will. Auch seine Gefährten wollen das, der Kommunist Hamann, der Stubenälteste Gustav, ein ehemaliger Rechtsanwalt, der SPD-Mann Paul – und auch der Legionär. Sie alle tragen den roten Winkel der Politischen, unter denen die Kommunisten die größte Macht im Lager haben. Aber diese Macht bröckelt, als auf Veranlassung des Kommandanten eine neue Garnitur in die Häftlingsverwaltung einzieht: der korrupte Häftling Weiß und seine Clique, denen man zweifelhafte Beziehungen zu einigen Polenjungen nachsagt. Auch im Block 18 wird die Verschiebung der Machtverhältnisse zugunsten der Grünen, der Kriminellen, sofort spürbar. Hamann wird abgesägt, Gustav verliert seinen Posten als Stubenältester an den Häftling Dröge, Paul stirbt an den Folgen einer Mißhandlung. Doch die Kommunisten regen sich. Mit ihrer Parole: „Subversive Bestrebungen der Polen im Lager" beginnt ihre Gegenaktion. Zuverlässige Leute an wichtigen Posten – Boysen als Nachhilfelehrer für den Sohn des Kommandanten; der Häftling Bruno als Friseur des Sturmbannführers Hölzl; Geißler als Schreiber im Krankenbau – werden diese Parole verbreiten. – Während Hölzl dem Gerede Brunos keine Bedeutung beimißt, sieht der Lagerarzt Meyer-Krenzlin sich verpflichtet, den Lagerkommandanten Flock davon zu informieren.

Jedem das Seine

Der Roman eines deutschen Schicksals

Flock stand am Fuße der Treppe, bleich, mit offenem Munde, und während Meyer-Krenzlin weitersprach, dachte Flock, was er schon am Bett des Kindes gedacht hatte: Es geht abwärts. Keinen Augenblick zweifelte er an dem, was der Arzt sagte. Alles sehr einleuchtend: Die Lage an der Front, die Nachrichten über die immer gefährlicher werdende Partisanentätigkeit in Polen, und nun ein Aufstand in seinem Lager.

Natürlich fürchtete er sich nicht ernstlich vor den paar hundert polnischen Häftlingen; er hatte auf jedem Turm ein Maschinengewehr, und es hätte ihm sogar ein gewisses Vergnügen bereitet, das ganze Lager zusammenschießen zu lassen. Nein, das war es nicht. Aber die kleinste Revolte würde er nach oben melden müssen mit einer persönlichen Stellungnahme über die Gründe, und vor nichts hatte er mehr Angst als vor Berlin. Dort war man in letzter Zeit mit dem Absägen schnell bei der Hand. Abgesägt, an die Front geschickt, bergab!

Nein, nur das nicht. Er ging zum Telefon, rief das Lager an und bestellte Hölzl ans Tor. Dann bestieg er seinen Wagen. Meyer-Krenzlin nahm er mit.

Während der Fahrt verwandelte sich Flocks Furcht in Zorn, und wie immer gelang es ihm, einen Schuldigen zu finden, auf den er die Verantwortung abschieben konnte. Eine verdammte Fehlentscheidung war es gewesen, den Häftling Weiß, das unbeschriebene Blatt, zum Lagerältesten zu machen. Von wem war die Idee gekommen? Von Hölzl.

Der erste Lagerführer wartete schon am Tor. Flock ging auf ihn zu, winkte unwirsch ab, als Hölzl melden wollte, trat dicht an ihn heran, fragte finster, ob er je etwas über subversive Bestrebungen der Polen gehört habe.

Hölzl rieb sich sehr unmilitärisch das Kinn. Jawohl, darüber hatte doch

→

Wündrich-Meißen

Nase putzen ohne Angst?

Viele kleine Kinder haben Angst vorm Naseputzen. Aber mit viel Liebe und Zartgefühl bringt man sie schnell darüber weg. Auch die älteren Geschwister wissen das. Mütter, die modern denken, gewöhnen ihre Kinder gleich von klein auf an das Tempotuch. Sie wissen: so erzieht man sie zu selbständigen, modernen Menschen. Auch der Schnupfen dauert dann nicht so lange, weil man die Selbstansteckung vermeidet. Und was nicht so unwichtig ist: das Waschen fällt weg!

Antibakteriell bestrahlt

griffbereit und seidenzart
das Taschentuch von Lebensart

Jedem das Seine

Bruno gesprochen, nur hatte er Brunos Gerede nicht ernst genommen. Aber das wollte er nicht zugeben, und er sagte: „Ich hab's schon längere Zeit b'obachtet, Standartenführer, aber ich hab' a wen'g abwart'n woll'n."

„Abwarten?" fauchte Flock. „Bei so was wartet man nicht ab, bei so was greift man sofort zu!" Dann donnerte er los, ohne Rücksicht auf den Posten, der in der Nähe stand, machte Hölzl für alles verantwortlich, klagte ihn des Leichtsinns und der Verantwortungslosigkeit an. „Wir sind nicht nur Soldaten", schrie Flock, „wir sind mehr, wir sind politische Soldaten. Wir haben weiter zu denken, wann werden Sie das endlich mal kapieren!"

Hölzl ertrug Flocks Gebrüll mit Fassung. Sie waren beide vom selben Holz, hatten in vielen durchsoffenen Nächten einander ihre dunkelsten Geheimnisse preisgegeben, hatten zusammen so manches Geschäft gemacht, das der Reichsführer, dieser stille merkwürdige Mensch, ohne Zögern als ehrlose Korruption streng ahnden würde. Nein, Hölzl fürchtete Flock nicht, zu viel wußte er von ihm; aber natürlich erkannte er des Standartenführers Autorität an, daran gab's nichts zu rütteln. Also das mit den Polen leuchtete ihm nun auch ein; aber das konnte man ja noch regeln.

Fünf Minuten später standen sie, begleitet vom Wachhabenden, in der Häftlingsschreibstube vor dem zitternden Weiß. Nicht nur Weiß zitterte, als er die Versammlung der Gewaltigen vor sich sah, sondern auch die beiden Polenjungen hinter ihm. Flock trat an Weiß vorbei, starrte dem einen der Jungen in das hübsche Gesicht. „Was machst du hier?" Der stammelte angstvoll etwas auf polnisch.

ALFRED

„Danke! Sie sehen doch, ich fahre!"

„Na bitte", sagte Meyer-Krenzlin, und dieses nichtssagend hingeworfene „Na bitte" besiegelte das Schicksal des Häftlings Weiß und seiner Clique.

„Einsperren!" sagte Flock. „Den, den und den."

Der Wachhabende griff zu.

Ein Läufer trat ein, riß die Mütze vom Kopf, erstarrte. „Und den", sagte Flock.

Auch der Läufer wurde abgeführt. Flock stellte sich ans Fenster, die Hände auf dem Rücken, historisch schweigend.

Bestimmt, dachte Meyer-Krenzlin, kommt er sich jetzt vor wie der Führer während des Röhmputsches. Aber das war nur ein flüchtiger Gedanke des Arztes, keine Gehässigkeit. Was hier geschah, war ganz in seinem Sinne.

Flock drehte sich um. „Hölzl, wir brauchen eine neue Garnitur."

„Jawohl, Standartenführer. Aber wen nehmen wir?"

Flock sah ihn giftig an. „Das darf ich wohl Ihnen überlassen. Oder muß ich auch das selber machen?"

„Ich glaube, man sollte wohl auf die Politischen zurückgreifen", sagte Meyer-Krenzlin.

„Die wollten wir ja gerade ausschalten", gab Hölzl zu bedenken.

Der Arzt wandte sich an Flock. „Sie werden ohne die Politischen nicht auskommen. Die Verwaltungsarbeit wird immer komplizierter, und sie sind nun mal die Intelligentesten."

„Nehmen Sie, wen Sie wollen", sagte Flock böse, „nur nicht einen Kommunisten als Lagerältesten." Er wandte sich wieder zum Fenster, schwieg eine Weile bedeutsam, drehte sich dann zurück und sah Hölzl an. „Die Polen ..."

„Werden umgelegt", sagte Hölzl eifrig.

„Blödsinn", sagte Flock. „Erstens können wir's uns nicht leisten, sechshundert Arbeitskräfte zu verlieren, wie wollen Sie das denn nach oben vertreten? Und zweitens ist das auch gar nicht nötig. Wenn man einen Aufstand bekämpfen will, muß man die Köpfe ausschalten, die Führungsschicht, man muß sozusagen die Spitze wegnehmen."

Hölzl nickte begeistert. Das begriff er. Aber dann kamen ihm Zweifel. „Woher sollen wir wissen, wo die Führungsschicht sitzt, Standartenführer?"

Gereizt hob Flock den Blick zur Decke. „Du lieber Gott, die sind doch leicht herauszufinden. Sehen Sie sich gefälligst die Papiere an. Lehrer, Kaufleute, Anwälte, Offiziere, die ganze Intelligenz. Die holen Sie sich 'raus."

„Jawohl, Standartenführer. Sonderbehandlung im Pferdestall. Am besten gleich heute nacht."

„Hölzl", sagte Flock, „ich habe Sie vorhin darauf aufmerksam gemacht, daß wir politische Soldaten sind. Sie denken zu primitiv. Die Leute kommen erst mal in Arrest wegen Verdachts der Verschwörung gegen die Lagerführung. Und dann", er sah den Arzt an, „dann können sie ja krank werden."

Meyer-Krenzlin nickte.

„Sehr krank, Doktor."

Meyer-Krenzlin nickte noch einmal.

„Und jetzt", sagte Flock zu Hölzl, „rufen Sie das Führerkorps zusammen, bis zu den Blockführern." Und mit schweren Schritten verließ er die Häftlingsschreibstube.

Beim Abendappell war es schon herum: Weiß eingesperrt und ein großer Teil der Funktionäre abgesetzt. Aber noch wußte niemand, wer die Nachfolge antreten würde, die Roten oder die Grünen.

Es erschien der Sturmbannführer Hölzl – Lager stillgestanden, Augen rechts – trat ans Mikrofon und gab in kurzen Sätzen den Wechsel bekannt. Neuer Lagerältester: Der Häftling Scholz – niemand kannte ihn – Stellvertretender Lagerältester: Der Häftling Hamann. Mützen ab – Mützen auf. Abrücken.

„Diable", sagte der Legionär und stieß Boysen in die Seite, „Hamann! Dein Freund Hamann!"

„Mensch", sagte Boysen, „das hatte ich nicht erwartet."

„Jetzt geht's rund", sagte der Legionär. „Köpfe werden rollen!" Und als sie sich in die Baracke drängten, trat er dem Stubenältesten mit voller Wucht auf den Fuß. „Oh, Pardon", grinste er, „so was Ungeschicktes."

Dröge verzog vor Schmerz das Gesicht, aber er schwieg.

Während der Suppenausgabe waren die Stubendienste wieder von den Häftlingen umringt, keiner konnte ihnen eine Ungerechtigkeit vorwerfen.

Gustav saß erschöpft in einer Ecke und wickelte die schmutzigen Lappen von seinen Händen. Boysen hockte sich neben ihn, blickte auf die langen Wundrisse, deren Ränder entzündet waren. „Sieht böse aus, Gustav. Aber das ist jetzt vorbei."

„Hoffen wir's", sagte Gustav.

Der Legionär stellte sich dazu, Hände in den Hosentaschen. „Na, Gustav, was willste jetzt werden? Hast ja 'ne große Auswahl."

Gustav blinzelte zu ihm hinauf. „Am besten wieder Gehilfe in deiner Schraubenbude."

Der Legionär grinste. „Du hast 'n Nerv. Da kommen nur Bedürftige hin. Du hast das nicht mehr nötig." Er ging weg, stellte sich in Dröges Ecke und wartete auf eine Gelegenheit, ihn zu provozieren.

Boysen half Gustav beim Verbinden der Hände. „Du wirst bestimmt in die Lagerführung geholt. Du bist genau der richtige Mann."

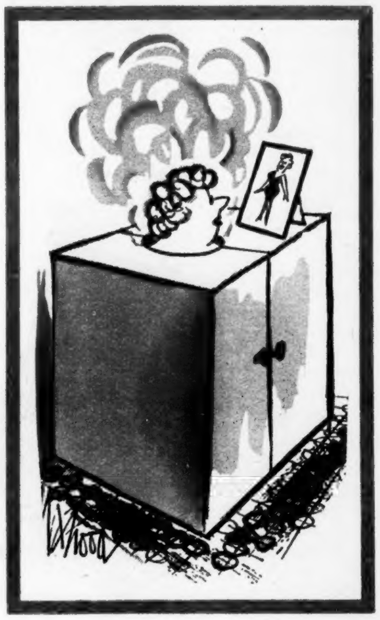
Gustav schüttelte den Kopf. „Glaube ich nicht. Hab' auch keine Lust, nach Leinewebers Pfeife zu tanzen."

„Leineweber? Scholz heißt der Lagerälteste."

Gustav lächelte. „Du hast noch immer keine Ahnung von der revolutionären Taktik der Genossen."

Boysen begriff. Daran hatte er nicht gedacht. Natürlich würde Leineweber im Hintergrund stehen, würde seine Direktiven geben über Hamann an Scholz. Aber das war gut so, die wahren Führer mußten im Dunkeln bleiben, außergewöhnliche Umstände erforderten außergewöhnliche Führungsprinzipien.

Neue Begeisterung durchströmte Boysen. Die Kommunisten, waren sie nicht Kerle? Sie allein hatten den Sturz des korrupten Weiß zuwege gebracht; sie allein waren zu einer sinnvollen Aktion fähig gewesen. „Mensch", sagte er, „wenn ich mir überlege, was für Vorstellungen ich mir früher von den Kommunisten



gemacht habe. Die reinen Teufel mit Hörnern und Schwänzen."

Gustav betrachtete seine frischverbundenen Hände. „Sieh an. Und jetzt haben sie wohl einen Heiligenschein?"

„Nicht gerade das. Aber wenn ich mich zu entscheiden habe, dann weiß ich jetzt, wo ich hingehöre."

Gustav erhob sich mit krummem Rücken. „Zu den Kommunisten also?"

„Ja."

Gustav massierte sein Kreuz. Dann holte er eine Zigarette aus der Tasche. „Ich muß ein paar Züge rauchen." Sie gingen zum Ausgang.

Draußen lehnte sich Gustav neben die Tür und steckte die Zigarette an.

„Gustav", sagte Boysen, „warum drückst du dich um die Entscheidung herum? Was heißt das schon: nach Leinewebers Pfeife tanzen? Wir brauchen solche Leute wie ihn."

„Meinst du?" sagte Gustav. „Vor einem Jahr hast du aber ganz anders geredet."

„In einem Jahr kann man viel lernen."

„Bin gespannt, wie du im nächsten Jahr reden wirst, wenn wir dann noch leben."

„Gustav", sagte Boysen, „was hast du gegen sie?"

Gustav sah ihn an, ohne Sarkasmus. „Ich habe einen Haufen Erfahrungen mit ihnen, mein Lieber, darüber könnte ich stundenlang mit dir reden. Ich bin nicht der Typ, der zu ihnen paßt. Ich bin ihnen zu intellektuell."

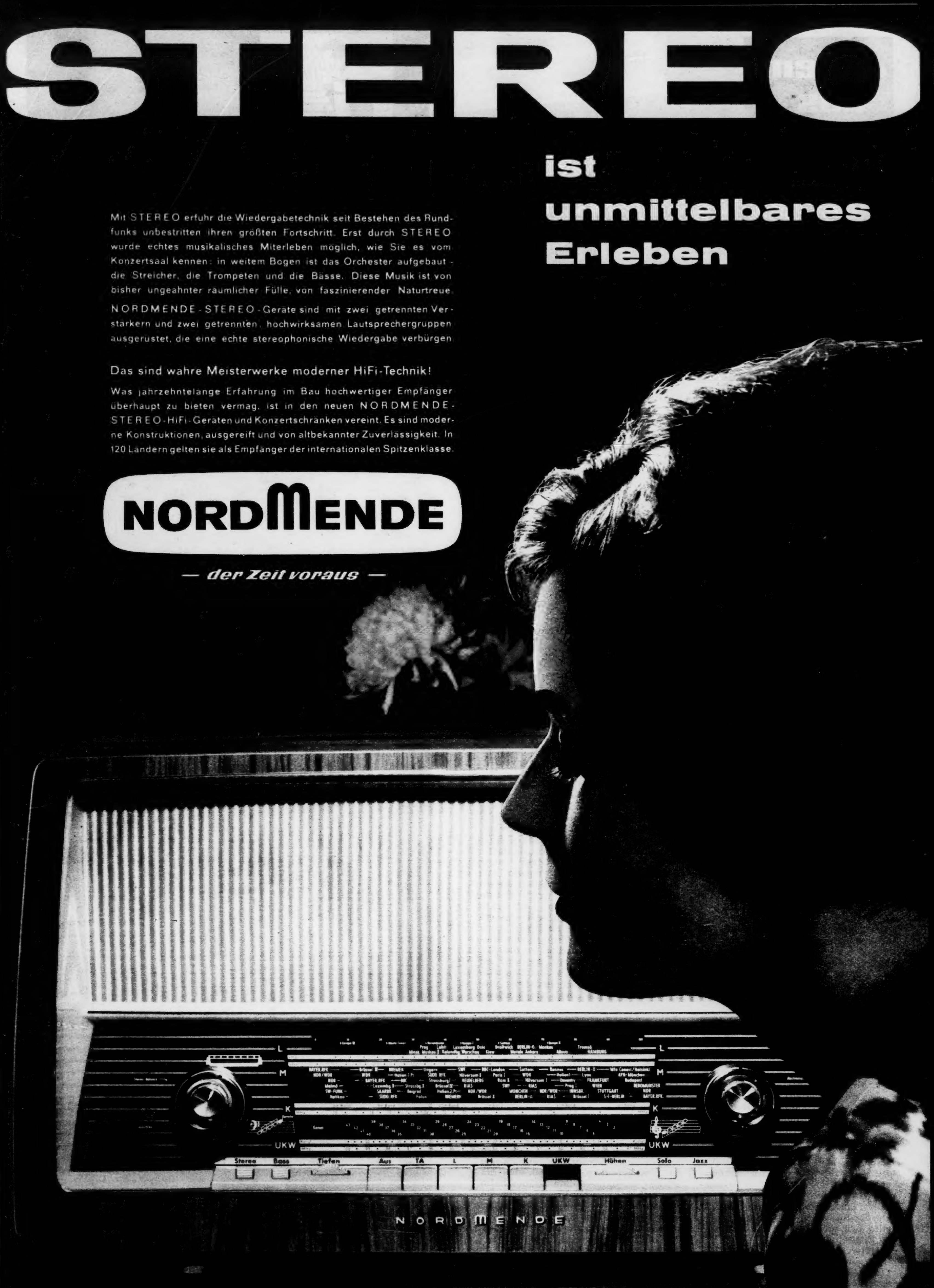
„Oh", sagte Boysen höhnisch.

Gustav rieb seine Brillengläser. „Klingt ein bißchen hochgestochen; aber es stimmt leider. Leute wie ich bleiben immer heimatlos."

„Weil ihr euch für nichts richtig begeistern könnt", sagte Boysen.

Gustav schüttelte den Kopf. „Weil wir bei aller Begeisterung unseren kritischen Verstand behalten. Die entscheidenden Umwälzungen der Geschichte werden immer von großen Intellektuellen entzündet – wo anders sollten die revolutionären Ideen herkommen? – und dann werden sie von den sturen Fanatikern durchgeführt und zu Tode geritten. Intellektualismus und Fanatismus schließen sich aus. Verstehst du das?"

„Nein", sagte Boysen. „Ich verstehe nur eins: Ohne Leineweber, Hamann →


STEREO
ist
unmittelbares
Erleben
Mit STEREO erfuhr die Wiedergabetechnik seit Bestehen des Rundfunks unbestritten ihren größten Fortschritt. Erst durch STEREO wurde echtes musikalisches Miterleben möglich, wie Sie es vom Konzertsaal kennen: in weitem Bogen ist das Orchester aufgebaut - die Streicher, die Trompeten und die Bässe. Diese Musik ist von bisher ungeahnter räumlicher Fülle, von faszinierender Naturtreue.
NORDMENDE-STEREO-Geräte sind mit zwei getrennten Verstärkern und zwei getrennten, hochwirksamen Lautsprechergruppen ausgerüstet, die eine echte stereophonische Wiedergabe verbürgen.
Das sind wahre Meisterwerke moderner HiFi-Technik!
Was jahrzehntelange Erfahrung im Bau hochwertiger Empfänger überhaupt zu bieten vermag, ist in den neuen NORDMENDE-STEREO-HiFi-Geräten und Konzertschränken vereint. Es sind moderne Konstruktionen, ausgereift und von altbekannter Zuverlässigkeit. In 120 Ländern gelten sie als Empfänger der internationalen Spitzenklasse.
NORDMENDE
— der Zeit voraus —
Stereo Bass Tiefen Aus TA L M K UKW Höhen Solo Jazz
NORDMENDE

Jedem das Seine

und Konsorten wärst du allmählich im Schachtkommando kaputtgegangen. Gibst du das zu?"

„Ohne weiteres", sagte Gustav freundlich.

„Und dieses Schwein Dröge wird nun auch abgesägt, und du wirst wieder Stubenältester."

„Möglich", sagte Gustav freundlich. „Also, was willst du noch?"

Gustav drückte sparsam die halbaufgerauchte Zigarette aus. „Nichts."

„Ich verstehe dich nicht, Gustav."

„Wirst es noch verstehen", sagte Gustav und ging hinein. Unter der Tür drehte er sich noch einmal um, sah Boysen mit seinen Quellaugen an und sagte: „Jetzt weiß ich endlich, wie'n richtiger Kommunist aussieht."

Dröge wurde nicht abgesägt, und viele wunderten sich darüber; aber es kam wenigstens ein neuer Blockältester, einer, der nichts mit der Weiß-Clique zu tun gehabt hatte, und das beruhigte die Häftlinge von Block 18. Auch mußte der A-Flügel zugeben, daß Dröge sich neuerdings korrekt benahm, ein bißchen zu katzenfreundlich vielleicht, aber die Portionen waren wieder größer geworden, und das war die Hauptsache.

Der Legionär kehrte in seine Schraubenbude zurück und brauchte von jetzt an nicht einmal mehr seine Bestechungsgelder an den Kapo zu zahlen. Gustav bekam einen Posten in der Arbeitsstatistik, keinen bedeutenden, aber ihm genügte er.

Der Häftling Weiß blieb unsichtbar, und eines Tages hieß es, er sei vom Hauptscharführer Lange eigenhändig erwürgt worden; seine engsten Freunde waren in Außenlagern verschwunden. Niemanden interessierte das sonderlich. Die Gesetze im Lager waren grausam, auch unter den Häftlingen. Wer beim Brotdiebstahl gefaßt wurde, mußte damit rechnen, daß ihn die eigenen Kameraden totschlugen. Was Weiß und seine Clique getan hatten, war mehr als Brotdiebstahl gewesen.

Anders war es mit den Polen, die, abgesehen von den verführten Knaben, mit Weiß nicht das geringste zu tun gehabt hatten. Von ihnen hatte man noch am Abend des Regimewechsels achtundzwanzig in den Bunker gebracht, Lehrer, Anwälte, Offiziere – die Intelligenz, wie Flock befohlen hatte, und erst nach und nach sprach sich ihr Schicksal herum.

Der Häftling Geißler, Schreiber im Krankenbau, war der erste, der damit zu tun bekam, denn durch seine Hände gingen die Krankenpapiere der achtundzwanzig. Kurz darauf füllte er den ersten Totenschein aus. Stanislaus Grzeczinsky aus Posen, fünfunddreißig Jahre alt. Todesursache: Phlegmone.

Am nächsten Morgen, nachdem Hauptsturmführer Meyer-Krenzlin die bunten Stecknadeln auf seiner Lagerkarte in gewohnter Zusammenarbeit mit dem Häftlingsschreiber um ein paar Millimeter versetzt hatte, zog er den schneeweißen Kittel über die Uniform, trat zum Instrumentenschrank und entnahm ihm eine Spritze. Während er sie füllte, wandte er Geißler den Rücken zu, indem er weiter über die Kriegslage dozierte. Dann ging er hinaus, die gefüllte Spritze in der Hand, den schönen Kopf nachdenklich geneigt; der schneeweiße Mantel wehte ihm nach.

Nach einer Weile kam er zurück, legte die Spritze auf den Schreibtisch, stellte sich ans Fenster, zündete sich eine Zigarette an.

Geißler starrte auf den leeren Glaskolben, der auf dem Schreibtisch lag. Meyer-Krenzlin kehrte vom Fenster zurück. „Die Zugänge", sagte er leise.

Geißler drehte sich zu seinem Tischchen und griff nach der Liste mit den Zugängen.

„Die Zugänge!" schrie der Arzt plötzlich.

Geißler fuhr herum. Meyer-Krenzlin schlug mit der Faust auf die Schreibtischplatte. „Glotzen Sie mich nicht so dämlich an und schlafen Sie nicht!" Sein Gesicht war rot bis unter den dichten Haaransatz.

„Jawohl, Hauptsturmführer!" sagte Geißler stramm und reichte dem Arzt die Liste. Dann wandte er sich ab und setzte sich hinter seine Schreibmaschine. Als Meyer-Krenzlin wieder sprach, war seine Stimme ruhig und beherrscht wie immer.

Am Abend füllte Geißler die Totenscheine von zwei weiteren Polen aus.

Das mit der Spritze erlebte er in den folgenden Tagen noch fünfundzwanzigmal. Nie wieder warf er einen unziemlichen Blick auf den leeren Glaskolben, und nie wieder schrie Meyer-Krenzlin ihn an. Aber nachher, wenn Geißler die Spritze reinigte, roch er das Benzol, mit dem sie gefüllt gewesen war. Und abends mußte er neue Totenscheine ausfüllen. *Exitus let. durch Kreislaufkollaps infolge allgemeiner Körperschwäche.*

Boysen erfuhr von dem Polenmord, als der Bürgermeister aus dem Krankenbau entlassen wurde. Der Bürgermeister humpelte noch ein bißchen und trug über der linken Augenhöhle ein Stück Zellstoff mit einer schwarzen Klappe. Der Legionär hieb ihm freudig auf die Schulter. „Bedank dich mal, daß wir dich 'rausgeschlagen haben, krummer Hund."

„Danke", sagte der Bürgermeister sauer.

„Nicht bei mir, bei Gustav mußt du dich bedanken, ohne den wärst du längst durch den Kamin gegangen."

„Laßt ihn in Ruh'", sagte Gustav, „er hat weiß Gott genug abgekriegt." Der Bürgermeister nickte und prüfte den Sitz der Augenklappe.

„Nun kann er die Portionen nur noch mit einem Auge kontrollieren", sagte der Legionär und lachte. „Aber er sieht sie wenigstens nicht doppelt."

„Halt dein dämliches Maul", sagte der Bürgermeister und begann, aus dem Krankenbau zu erzählen. Es geschah einem nicht alle Tage, daß man solange im Krankenbau zubrachte und dann einigermaßen heil und gesund – wenn auch nur mit einem Auge – wieder 'rauskam. Wenn er zum Beispiel an die Polen dachte; an das Geflüster von Bett zu Bett, das sich um sie erhoben hatte, die dunklen Geheimnisse, die ihr Sonderzimmer umgeben hatte, aus dem sie nacheinander herausgeholt worden waren und in das keiner zurückgekehrt war. „Abgespritzt", sagte der Bürgermeister mit gesenkter Stimme, „einer nach dem andern. Wegen dem Aufstand, den sie machen wollten."

„Donnerwetter", sagte der Legionär, „da kennen die nix, die Bullen." Er sah Boysen an. „Parbleu, was machste für 'n Gesicht?"

„Was mach ich für 'n Gesicht?"

„Wie einer, der in der Tür vom Puff feststellt, daß er kein Geld hat."

Boysen wandte sich ab, ohne zu antworten. Abgespritzt, der Reihe nach, wegen dem Aufstand, den sie machen wollten... Eine schmerzhafte Gereiztheit kam über ihn, er ertrug die Geräusche des Tagesraums nicht mehr, das Scheppern der Suppennäpfe, das Gerede um die Verpflegung, um Tabak und die tausend Kleinigkeiten des Lagerdaseins, und er floh hinaus.

Gewinne mit Kessi und Jan

Bedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern. 2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an KESSI beim Stern, Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 349" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück. 3. Einsendeschluß für das 349. Preisausschreiben ist der 11. Januar 1961. Maßgebend ist das Datum des Poststempels. 4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost. 5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1. Preis: 1 Adler-Koffernähmaschine, Wert 700,– DM

2. Preis: 1 Fotoapparat RETINETTE, Wert 100,– DM

3.–27. Preis: je 2 Flaschen Weinbrand MACHOLL-CABINET

28.–77. Preis: je 1 Flasche Weinbrand MACHOLL-CABINET

Preisfrage Nr. 349: Wie heißt die Soße, die Kessi macht?

Ergebnis des Kessi-Preisausschreibens Nr. 343: Kessi hatte sich eine Schallplatte gekauft mit dem Titel: „Wir wollen niemals auseinandergehn". Die Preisträger wurden ausgelost. Den 1. Preis erhielt Aira Butow in Bardowick. Der 2. Preis ging an Harald Flossmann in Neustadt und der 3. Preis nach Oker an Ella Patzmann. Die Gewinner 4–81 werden von uns benachrichtigt.

Er sah in den kalten Abendhimmel, an dem sich schwärzliche Wolken abzeichneten wie der Rauch vom Krematorium. Abgespritzt, achtundzwanzig Mann, wegen eines Märchens, das erfunden worden war, um den korrupten Weiß zu stürzen. Und er, Boysen, war mit schuld daran. Ob Hamann es schon wußte? Ob er und Leineweber das bedacht hatten, als sie ihren Plan gegen Weiß ausheckten?

Er ging ein Stück die Lagerstraße hinauf und wieder herunter. Er hatte von vielen Morden gehört, hatte auch welche gesehen, er war hart geworden, hatte an sein eigenes Fell gedacht, hatte den selbstmörderischen Heroismus der ersten Tage schnell aufgegeben. Aber dies hier war etwas anderes, hier war er durch seine Tat beteiligt, und zu seinem Erstaunen merkte er, daß unter dem Panzer, den sein Selbsterhaltungstrieb ihm hatte wachsen lassen, noch etwas erhalten war, was er längst verloren glaubte: eine zarte Schicht, empfänglich für Gefühle wie Verantwortung oder Schuld, und plötzlich schien ihm, daß der Hamannsche Grundsatz, nach dem er sich seit anderthalb Jahren ausrichtete, der Grundsatz ‚Überleben ist alles', nicht ausreichte, um zu überleben.

Hamann. Mit ihm mußte er sprechen, Hamann mußte ihm Antwort geben. Er machte zum zweitenmal kehrt und nahm die Richtung auf die Häftlingschreibstube.

Der Schreiber sah unwillig auf, als er eintrat, wie alle Schreiber auf der ganzen Welt unwillig aufsehen, wenn unangemeldet und außer der Zeit einer sie in ihren wichtigen Schreibarbeiten unterbricht. „Was willst du?"

„Ist Hamann noch da?"

„Hm."

„Ich möchte ihn sprechen."

Der Schreiber bemerkte Boysens blauen Tuchrock und wurde etwas freundlicher. „In welcher Angelegenheit?"

„Persönlich." Der Schreiber runzelte die Stirn, sah wichtig auf seinen Bleistift.

„Los, mach schon", sagte Boysen unhöflich, „oder soll ich so 'reingehen?"

Der Schreiber zuckte die Achseln, dann machte er die Tür zum Raum des Lagerältesten auf. „Hamann, da will einer was von dir. Persönlich."

Boysen ging an ihm vorbei und trat ein. Hamann und der neue Lagerälteste Scholz saßen sich an einem Tisch gegenüber, der mit Papieren bedeckt war. Eine kahle Birne hing von der Decke herab. Es roch nach zweimal gebrauchtem Kippentabak. Hamann hatte sich verändert. Sein Haar war gewachsen, und er trug statt des Häftlingskittels eine graue Ziviljacke; das waren die Privilegien der obersten Funktionärsschicht. Aber sonst schien er derselbe geblieben zu sein. Er lächelte auf seine gußeiserne Art, als er Boysen sah. „Was gibt's?"

„Kann ich dich mal sprechen?"

„Muß das jetzt sein?"

„Es ist ziemlich wichtig."

Hamann wandte sich an den Lagerältesten. „Könntest du das mit der Küche nicht jetzt gleich regeln?"

Scholz zögerte einen Augenblick. „Na gut."

Als er hinaus war, sagte Boysen: „Der pariert ja ganz gut."

Hamann überhörte die Bemerkung. Er lächelte nicht mehr. „Setz dich. Was hast du auf dem Herzen."

Boysen setzte sich auf Scholz' Stuhl. „Weißt du, was mit den Polen geschehen ist?"

„Mit welchen Polen?"

„Tu nicht so. Die achtundzwanzig im Revier."

„Ach die. Ja."

„Also du weißt es", sagte Boysen.

Hamann sah Boysen ganz ruhig an. „Und?"

„Ihr hättet das doch verhindern können."

Hamann senkte den Kopf. „Vielleicht. Aber nicht, ohne alles wieder zu gefährden."

„Was zu gefährden? Eure Machtstellung?"

Hamann hob die Augenbrauen, mehr erstaunt als ärgerlich. „Du weißt genau, daß so etwas nicht aus persön- →

Auf ein frohes und glückliches Neues Jahr!

Wenn wir, meine Freunde, in wenigen Tagen bei Glockengeläute und Feuerwerk das Jahr 1961 aus der Taufe heben, wenn wir mit allen unseren Wünschen und Hoffnungen seine erste Stunde erleben, dann gehört – nach guter Tradition – auch eine Flasche Sekt dazu. Selbstverständlich muß es eine Marke sein, die der festlichen Stunde würdig ist. Wenn Sie mich fragen, dann sollte man das Neue Jahr mit einem Sekt begrüßen, der gut abgelagert ist und daher voll ausgereift, von großem Format, rassig und elegant, kurzum – wenn Sie mich fragen: Mit HENKELL TROCKEN

HENKELL

TROCKEN

Was macht

den Durst

erst schön?

Jedem das Seine

lichem Ehrgeiz geschieht, sondern nur zum Nutzen des Lagers."

„Deswegen kann man doch nicht achtundzwanzig unschuldige Menschen durch den Kamin gehen lassen! Sie hatten nichts damit zu tun." Boysen stand auf, und in einem unbezähmbar aufsteigenden Zorn hieb er auf die Tischplatte. „Nichts, nichts, nichts!"

Hamann lehnte sich zurück. Zum erstenmal zeigte er eine Spur von Erregung. „Wenn du nicht leiser bist, schmeiße ich dich raus!"

„So leicht geht das bei mir nicht", sagte Boysen. Er atmete gegen seine Empörung an, beruhigte sich. „Hamann, habt ihr denn kein Gewissen?"

„Jawohl", sagte Hamann, „wir haben ein Gewissen; aber das hat mit deiner bourgeoisen Gefühlsduselei nichts zu tun. Unser Gewissen ist das der Gesamtheit, es ist kollektiv, von persönlichen Gefühlen unabhängig und daher unbestechlich. Der Tod dieser Polen hat für das Lager seinen Sinn gehabt, er belastet unser Gewissen nicht. Wenn du einen Funken Verstand hättest, könntest du dir das selber überlegen."

„Mag sein, daß du mehr Verstand hast als ich", sagte Boysen, „aber auf diese Art von Gewissen pfeife ich!"

„Das steht dir frei." Hamann legte mit ruhigen Händen ein paar Papiere aufeinander. „Wir haben", fuhr er leise fort, „alles erreicht, was unter den gegebenen Umständen zu erreichen war. Wir haben die wichtigsten Posten in unserer Hand und werden sie so verwalten, wie sie im Interesse des Lagers verwaltet werden müssen. Und wir haben alle Elemente ausgemerzt, die diesem Interesse schaden könnten."

„Nein, das habt ihr nicht. Dröge ist immer noch Stubenältester."

„Und er wird es auch bleiben. Er arbeitet mit uns zusammen."

Boysen trat einen Schritt auf Hamann zu, beugte sich vor. „Soll das ein Witz sein? Du weißt, daß er korrupt ist, daß er einen von uns beinahe hätte totschlagen lassen, weil der sich gegen die Korruption gewehrt hatte. Hamann, du weißt doch, daß Dröge ein Schwein ist!"

„Solange er mit uns zusammenarbeitet", sagte Hamann, „ist er kein Schwein."

Boysen richtete sich auf. „Wer mit euch zusammenarbeitet, wird also automatisch ein anständiger Mensch. So ist das also. Das wußte ich nicht. Mensch, Hamann, kotzt dich das nicht selber an? Ihr seid ja nicht anders als die ... als die ..." Er unterbrach sich, als er Hamanns Augen sah, scheute sich, das letzte Wort auszusprechen.

In diesem Augenblick ging die Tür auf, ein Häftling steckte den Kopf herein. „Hamann? Ach, da bist du ja. Ich wollte nur ..."

Hamann war aufgestanden. „Raus!"

„Na, na, was ist denn los?" Der Häftling trat ganz ein. „Was issen das für 'n Ton? Ich will ja nur ..."

Hamann ging plötzlich auf ihn los und schlug ihn klatschend ins Gesicht. Dann packte er ihn beim Kragen, stieß ihn hinaus und schmetterte die Tür hinter ihm zu. Seine Stirn war dunkelrot.

„Das war wohl auch zum Nutzen des Lagers", sagte Boysen.

Hamann antwortete nicht. Er kehrte zu seinem Stuhl zurück, nahm einen Bleistift, drehte ihn zwischen seinen knochigen Fingern, und langsam nahm sein Gesicht wieder normale Farbe an. Er legte den Bleistift weg. „Noch etwas?" fragte er kalt.

„Ja", sagte Boysen. „Ich wollte dir sagen, daß ich Aufträge von euch nicht mehr ausführe. Wenn ich gewußt hätte, was für Folgen es haben würde, wäre ich nie zur Alten gegangen."

„Mach dir keine Sorgen", sagte Hamann verächtlich, „du warst nicht der einzige, der den Auftrag bekommen hat. Dafür hatten wir noch andere Leute. Wichtigere Leute."

„Kann sein. Jedenfalls mache ich nicht mehr mit."

„Gut. Ist das alles?"

Boysen suchte in Hamanns Gesicht einen Schimmer menschlichen Verstehens. Aber er fand nichts. „Das ist alles", sagte er und ging.

Das Gespräch mit Hamann verfolgte ihn, löste Unruhe aus, Unbehagen, Zweifel, Selbstvorwürfe, den ganzen Abend und am nächsten Tage noch, als er in der Küche des Kommandantenhauses Frau Flocks dicke Erbsensuppe aß. Die Suppe verdankte er Hamann, und auch das übrige: Frau Flocks Zigaretten, die leichte Arbeit in Trockenheit und Wärme, die gute Kleidung, die Sonderstellung, die ihm sein blauer Tuchrock im Lager verschaffte. Konnte er weiterhin die Annehmlichkeiten ohne Gegenleistungen genießen, nachdem er bei Hamann so aufgetrumpft, sich mit seinem Gewissen so aufgeplustert hatte? Nein, er konnte es nicht.

Als er ins Lager zurückkam, machte er sich auf die Suche nach dem Professor. Er fand ihn in seinem Block beim Reinigen des Waschraums. „Noch immer Schonung?"

Der Professor wischte sich mit seiner dünnen Hand die Stirn. „Heute ist der letzte Tag."

„Das paßt ja gut", sagte Boysen. „Ich hab' mir das überlegt. Du kannst deinen Posten beim Kommandanten wiederhaben."

Der Professor sah ihn kühl an. „Deswegen brauchtest du nicht zu kommen. Ich habe ihn schon." Er fingerte einen Zettel aus der Tasche und hielt ihn hoch.

„Ach so, das wußte ich nicht. Ja, dann ist es ja gut ..." Boysen zog sich verlegen zurück. So schnell arbeitete Hamann.

Als er in den Block kam, saß Dröge hinter seinem Tischchen, sah schief zu ihm herüber, stand dann auf und kam auf Boysen zu. „Hier ist ein Zettel für dich."

Boysen stierte auf das Papier. *Politischer Schutzhäftling Nr. 5617 ab Mittwoch, den 5. April 1944, Kommando Schweinestall.* Er hob den Kopf. Dröge wich seinem Blick nicht aus wie sonst. Dröge sagte mit einem halbverdeckten tückischen Grinsen: „Deinen feinen Frack tauschst du am besten gleich um, sonst machen sie dich im Schweinestall zur Minna." Und gab Boysen einen zweiten Zettel für die Bekleidungskammer. Wortlos steckte Boysen die Zettel ein und ging.

So schnell arbeitete Hamann.

Der Kapo auf der Bekleidungskammer musterte ihn von oben bis unten, behaglich. „Na, dann zieh dich mal aus."

Boysen zog sich aus.

„Auch die Schuhe."

Der Kapo suchte eine Weile unter seinen Beständen, dann warf er ein Bündel gestreifte Kleidung auf den Tisch. Boysen nahm es auseinander. Verwaschenes, vielfach geflicktes Zeug. Er maß mit den Armen die Länge der Hose. „Viel zu kurz", sagte er.

Der Kapo stieß das Kinn vor. „Hä?"

„Das Zeug paßt nicht. Hast du nichts Besseres?"

Der Kapo kniff die Augen zusammen. „Wir können ja mal den Unterscharführer fragen, hä?" Und dann in

BRUST-HAFTSCHALEN

(ges. gesch.)

Das Erfolgsgeheimnis großer Film-Stars — hebt und formt jede Büste verblüffend! Rücken- u. schulterfrei — für dekolletierte Kleider u. besondere Anlässe unentbehrlich Beliebig oft zu tragen durch neuartige auswechselbare Haftfolie Sitzt ohne Träger fest. Einfache Anbringung. [illegible] in Hautfarbe

Diskr. Nachnahme-Versand

K. Löwenstein

München 22, Postfach 130 S

Österreich: Wien 70, Postfach 69 S

Schweiz: Rümlang-ZH, Postfach 22 S

Größen 2-6

1 Paar nur DM 14.80

+ Versandspesen

WIR KOMMEN ZU IHNEN

Photo- u. Schmalfilm-Geräte und Ferngläser 5 Tage zur Ansicht! Fordern Sie kostenlos unseren reich illustrierten Katalog an, die 200seitige „Photo-Palette" im Hochformat mit den vielen Tips und Zahlungsvorschlägen: 1/3 Anzahlung, der Rest in 10 Monatsraten. 1 Jahr Garantie! Kameratausch direkt durch Versandhaus

PHOTO-KLIMESCH Abt. A 154 · Braunschweig

MUSSEN

Aus der berühmten Bestseller-Serie! Bisherige Gesamt-Auflage: 500 000

Warum sollten gerade SIE auf die schönsten Stunden des Lebens verzichten?

Lesen Sie **Lieben — aber wie?** DM 6.80

mit zahlreichen reizvollen Abbildungen! Das Werk, das auch Sie NICHT enttäuscht! — Luxusausgabe 9.80 DM. Diskret gegen Nachnahme zuzüglich Vers.-Sp. vom Buchversand P. Schmitz, München 15, Postfach 10

Bestellen Sie sofort!

Schön anliegende Ohren

sind so wichtig! Ob Bub, Mädel, Dame od. Herr, in jedem Alter hilft sofort, ganz unsichtbar, das moderne A-O-BE-Verfahren!

vorher Preis kompl. DM 9,80 + Nachn. nachher

(Jllustr. Prospekt gratis!) Lieferung auch ins Ausland!

A-O-BE-Labor, Abt. 6 25 (22a) Essen, Schließfach 68

IM WINTER EIN RAD BILLIG KAUFEN

Touren-Sportrad ab 98,-
mit 2-8 Gang Mehrpreis
Kinderfahrzeuge ab 30,-
Transportfahrz. „ 57,-

Fahrradkatalog mit Sonderangebot oder Nähmaschinenkatalog kostenlos. Barrabatt oder Teilzahlung!

ab 195,- ab 78,-

Größte Auswahl

VATERLAND Abt. 20, Neuenrade i. Westf.

Was mag wohl der Grund für diesen Zustand sein? Jeder Arzt wird Ihnen sagen, daß man auf geregelte Verdauung achten muß. Man kann sich jedoch auf einfache Weise helfen, indem man mit „Dragees Neunzehn" für gründliche, vermehrte Ausscheidung sorgt. Nur „Dragees Neunzehn", die von Prof. Dr. med. Much entwickelt sind, enthalten den einzigartigen Wirkstoff „Extr. Fel. suis Much", der auch die Leber- und Gallefunktion normalisiert. Nehmen Sie einmal während 6 Wochen regelmäßig „Dragees Neunzehn". Dadurch wird der Körper entgiftet und die chronische Verstopfung und Darmträgheit behoben. Ihre Apotheke hat „Dragees Neunzehn" vorrätig. Packung mit 40 Stück DM 1,60; Klinikpack. m. 150 Stück DM 4,75.

Dragees Neunzehn

kurzem Befehlston: „Los, mach keine Fisimatentchen, hab' keine Zeit dafür."

Boysen spürte den kalten Triumph des andern über ihn, den Gestürzten. Er war wieder unten, ganz unten, wie am ersten Tage. Hamanns Werk. Er zog die Sachen an, die zu kurze Hose, den zu weiten Kittel. „Schuhe", sagte er.

Der Kapo warf ihm ein Paar Holzpantinen hin.

„Darin kann ich nicht laufen."

„Mensch, hau ja ab!"

Boysen schlüpfte in die Pantinen, machte ein paar Schritte. „Aber du siehst doch . . ."

„Raus!" schrie der Kapo.

Und Boysen ging.

Es regnete dünn und kalt, und durch den Regenschleier sah er die Kolonnen auf den Appellplatz patschen. Die Zirkuskapelle schmetterte vom Tor her, seltsam gedämpft und verzerrt die Musik, häßlich. Tief hingen die Wolken, und aus dem Schornstein der Küchenbaracke kroch gelblicher Rauch, verteilte sich träge im Regen, legte sich auf die Zunge, fader Geschmack. *Ganz unten, Kommando Schweinestall, zehn Stunden Arbeit, Mist schleppen im Laufschritt in Holzpantinen, Schläge mit dem Forkenstiel, Gekläff des Vorarbeiters, Strafestehen in der Jauchegrube . . .*

Um die nächste Baracke bog ein SS-Mann. Boysen lief los auf seinen klappernden Pantinen, so schnell er konnte, mischte sich unter das Gewimmel auf dem Appellplatz, suchte seinen Block und reihte sich ein zwischen Gustav und dem Legionär.

Der Legionär stimmte ein wieherndes Gelächter an, als er seiner ansichtig wurde, und beruhigte sich erst, als die Lautsprecherstimme ihre Kommandos hackte. „Menschenskind", sagte er, als der Appell vorüber war, „was haben sie denn mit dir gemacht? Haste verschissen beim Kommandanten? Sieh zu, daß du zu mir in die Schraubenbude kommst."

„Zu spät", sagte Boysen.

„Wohin kommste denn?"

„Schweinestall."

Gustav musterte Boysen von oben bis unten. „Schon ausgetreten aus der Partei?"

„Wie du siehst."

Gustav schüttelte tadelnd den Kopf. Nachher auf dem Block sagte er: „Du mußt natürlich was unternehmen."

„Was denn?" sagte Boysen. „Das ist doch zu spät. Du hättest ja auf der Arbeitsstatistik was für mich tun können."

„Leider", sagte Gustav, „ist die Sache nicht über meinen Tisch gegangen. Bin eine ganz kleine Nummer da. Du mußt zu Hamann gehn."

„Da werde ich wenig Erfolg haben."

„Sieh an", sagte Gustav. „Was hast du verbrochen? Konterrevolutionäre Gesinnung?"

„Ach, laß den Unsinn."

Boysen nahm seine Portion in Empfang und legte sie wie gewöhnlich neben Gustav. Der schob sie zurück. „Ich glaube nicht, daß es im Schweinestall Sonderverpflegung gibt."

Ach ja. Kein Frühstück mehr bei Frau Flock, keine Kartoffeln mit Soße, keine Zigaretten. Boysen nahm die Portion und legte sie in sein Spindfach. Er sah zu, wie die andern die dünne Suppe löffelten. Ab morgen würde er sie genauso hungrig schlürfen wie sie.

Gustav war fertig. Er ging hinaus, wusch seinen Napf aus und rieb ihn sorgfältig trocken. Dann nahm er Boysen beim Arm. „Komm mit."

„Wohin?"

„Zu Hamann."

Fortsetzung im nächsten Heft

Wegen der Fülle der Zuschriften können die Briefe nur stark gekürzt veröffentlicht werden

Leser diskutieren: »Jedem das Seine«

Meine Kinder sollen es lesen

Ich gratuliere Stefan Olivier und Ihnen zu diesem Roman. Warum sollte man als Deutscher nicht den Mut haben, über die wirklichen Zustände zu schreiben? Ich werde mir Ihren Roman kaufen, und auch meine Kinder sollen das Buch später lesen, damit sie sich ein Bild machen können, in welcher Zeit ihre Eltern lebten, deren Jugendjahre von einem „Schwerverbrecher" vergiftet wurden.

Paris — W. Bach

Unwahre Behauptung

Ihre Behauptung, daß ein SS-Kantinenverwalter und ein Häftling mit einem Lkw nach Frankreich fuhren, um Alkohol zu holen, ist unwahr. Das wurde zwar gemacht, aber nicht mit einem Häftling.

Wiesbaden — Hans Hugl

Die nächste Diktatur wird kommen

Der tapfere Stefan Olivier hat mit seinem Roman viel mehr gegeben, als er selber ahnen wird. Denn die nächste Diktatur – und sie wird kommen – wird durch das Fließband am Tage und die Fernsehsendungen am Abend noch mehr „Mitläufer" als im Dritten Reich bringen, da das Volk ja an Stumpfsinn zunimmt.

Wendelstein — E. Voigtmann

Fehl am Platz

Glaubt Stefan Olivier wirklich, daß auch nur ein halbwegs normaler Mensch ihm seinen Einfall mit dem Lagerbordell abkauft? Das ist doch einfach lächerlich. Offenbar fühlt sich Olivier aber in diesem Milieu wie zu Hause, erinnere ich mich doch nur zu gut, daß auch in seinem „Roman der verlorenen Söhne" eine ähnliche Episode mit besonderer Sorgfalt geschildert wurde. Abgesehen davon, das solche anrüchigen Stories von einem (nicht geringen) Teil der Leser geradezu verschlungen werden, in dem KZ-Roman „Jedem das Seine" sind sie jedoch fehl am Platz und wirken ausgesprochen profan und geschmacklos.

Herford-Oldinghausen — Gerhard Silger

Entspricht den Tatsachen

Mit großer Spannung und mit Herzklopfen zugleich verfolge ich Ihren Roman „Jedem das Seine". Er entspricht wahrhaftig den Tatsachen, denn mein Mann, der fünf Jahre und zwei Monate als politischer Häftling in den KZ-Lagern Sachsenhausen–Neuengamme war, erzählt mir oft von der grausigen Zeit, wo Arbeit, Hunger und Kälte den Tag ausfüllten.

As.-Limburg — Edith Gawla

Kleiner Bruchteil

Als ehemaliger Häftling der KZs Dachau und Auschwitz kann ich die von Stefan Olivier geschilderten Greueltaten, die ja nur ein kleiner Bruchteil von dem sind, was sich in den Lagern zutrug, bestätigen. Urteilen können nur diejenigen, die sich in den KZs mit diesen „tapferen und kameradschaftlichen" SS-Sadisten, sowie ihren sadistischen „Helferinnen" à la Ilse Koch, abfinden mußten.

Malmedy — Josef Laschet

Sie sind willkommen in

GRIECHENLAND

XENOS – das Wort für der Fremde heißt auch zugleich der Gast. Darum wird man auch Sie so herzlich willkommen heißen, wenn Sie Griechenland besuchen.
Freundlich und aufgeschlossen, so zeigt sich der Grieche dem Gast. Gern wird er Ihnen die Schönheiten seines Landes zeigen.
Hier muß man sich einfach wohlfühlen – unter diesen sympathischen Menschen, unter dem strahlend blauen Himmel, in einer Landschaft, der die stummen Zeugen der Antike ihr besonderes Gepräge geben.
Auch neue, moderne Bauwerke werden sinnvoll und schön in diese Landschaft eingefügt. Bequeme Straßen und komfortable Hotels runden das Bild eines neu erschlossenen Ferienparadieses mit einer Saison, die nie endet.

MAN KOMMT LEICHT HIN:
Autofahrer – Es gibt einen neuen, schnellen und billigen Weg, nach Griechenland zu kommen: *Die neu eröffnete Autofähre bringt Sie und Ihren Wagen in knapp 8 Stunden von Brindisi - am „Absatz" des italienischen „Stiefels" - ans Ziel.*

ES KOSTET NICHT VIEL:
Überfahrt mit der Fähre für Fahrzeug und zwei Personen *ab DM 162.-.* Übernachtung mit Frühstück *in modernen Hotels ab DM 6,-.* Mittagessen in guten Restaurants *mit vier Gängen und Wein ab DM 3.50.* Auch Vollpension und Halbpension.

Auskünfte und Prospekte durch die Griechische Zentrale für Fremdenverkehr, Frankfurt am Main, Baseler Straße 35-37, Telefon 335218 und durch Ihr Reisebüro.

GRIECHENLAND

freut sich auf Ihren Besuch

HENRY KOLARZ

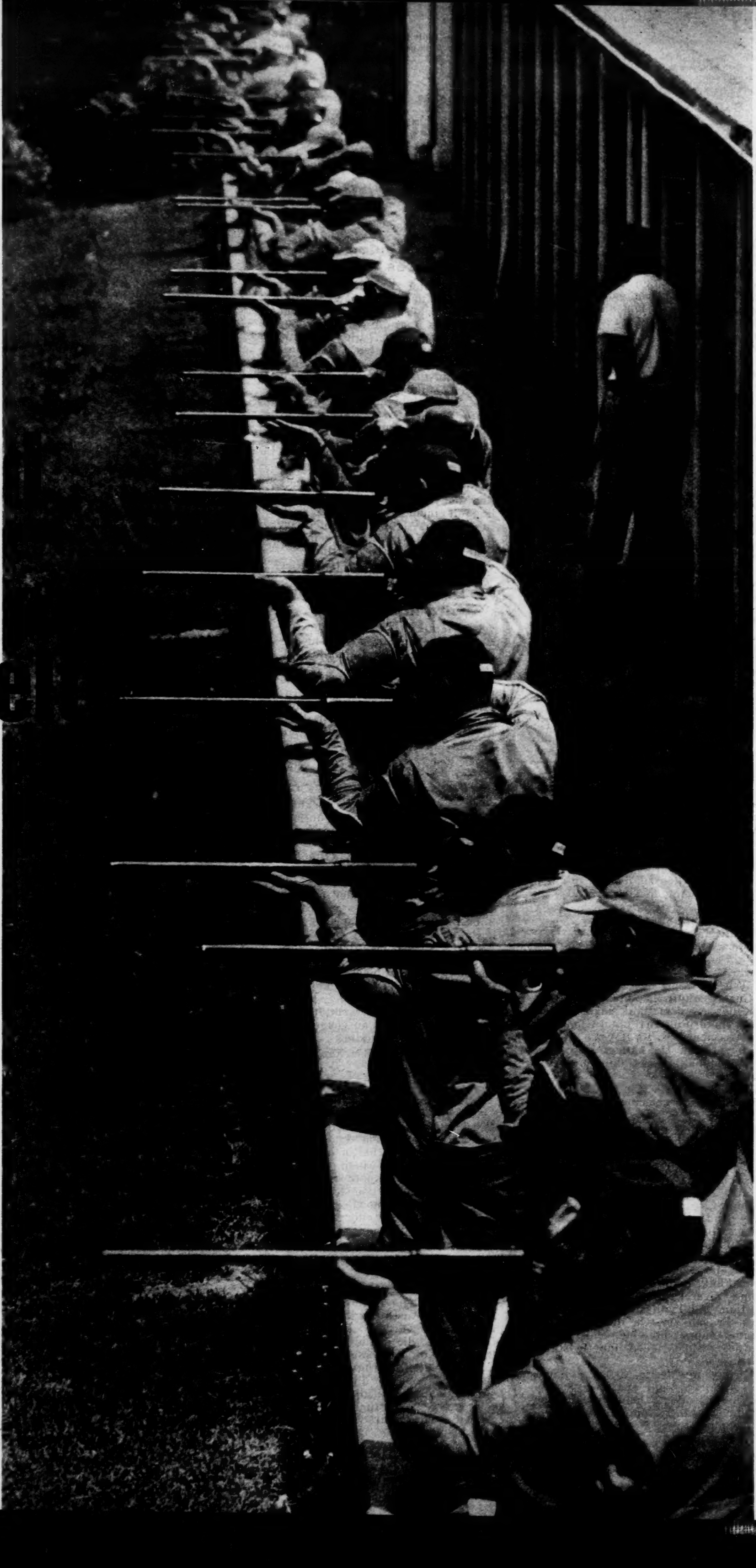
Nachts um vier wird nicht geklingelt

Der authentische Bericht über den Massenausbruch aus dem Zuchthaus Ivy Bluff, der Amerika wochenlang nicht schlafen ließ

Drei Gruppen von schwerbewaffneten Ausbrechern laufen noch immer frei herum: James Christie, der mit drei anderen Sträflingen unweit des Atomzentrums in Oak Ridge (Tennessee) in ein Haus eingedrungen ist; die größte und gefährlichste Gruppe von zehn Mann, angeführt von Glen Hensley, die sich in den verschneiten Bergen von Virginia in einer Wildhütte versteckt und ein Ehepaar als Geiseln entführt hat. Und schließlich der Einzelgänger Yank Stewart, dem sich auf der Flucht ein Hund und der Tramp Kentucky-Sam angeschlossen haben. Der erfahrene Tramp hilft Stewart auf einem kleinen Bahnhof aus der Patsche, als die beiden aus dem Güterzug geholt werden. Sie lauern dem nächsten Zug nach Washington auf, und jetzt ahnt Kentucky-Sam, daß er es mit einem flüchtigen Verbrecher zu tun hat.

*

Mit einer Behendigkeit, die Stewart ihm nie zugetraut hätte, packte der Alte den Hund am Nackenfell und



Auf der FBI-Akademie in Quantico: Training für Verbrecherjagd

rannte fünfzig Meter neben dem langsam fahrenden Zug her, bis er fast die gleiche Geschwindigkeit erreicht hatte. Dann schwang er sich am Geländer hoch und streckte seine Hand aus, um Stewart hinaufzuhelfen.

Als sie beide oben waren, hockte sich Stewart auf die Bohlen. Der Hund kroch unter seine Kniekehlen und schnaufte zufrieden.

„Leg dir doch die Decke um die Schultern", riet Kentucky-Sam. Flink wie Mäuse liefen die Blicke aus seinen listigen Äuglein über die Decke.

„Mir ist nicht kalt." Wenn der alte Penner bloß nicht so aufdringlich wäre mit seinen Ratschlägen!

„Jetzt bist du noch warm vom Laufen, aber nachher wirst du's schon merken. Das geht an die Nieren. Hier zieht's nämlich ganz schön."

Stewart unterdrückte seine Ungeduld. Dieser neugierige Ziegenbock! Ehe der nicht weiß, was in der Decke ist, wird er keine Ruhe geben.

Sie machten es sich beide bequem in dem Bremserhäuschen und lauschten dem eintönigen Rhythmus der Räder. Nach einer Weile fragte Kentucky-Sam mit seiner hohen Fistelstimme: „Sag mal, Johnny – wohin willst du eigentlich?"

Stewart zuckte abweisend mit den Schultern.

„In zwei Stunden oder so ist der Zug in Washington", fuhr der Tramp fort. „Ich hab da 'nen Freund, 'nen Schwarzen. Der ist in Ordnung. Der greift jedem unter die Arme, wenn man ihn nur bittet."

„Was geht mich dein Nigger an!"

„Willst du denn allein weiter, Johnny?"

„Ja."

„Siehst mir aber aus, als hättest du ein bißchen Hilfe nötig."

„Meine Ruhe hab' ich nötig, weiter nichts!"

„Ein Kerl in deiner Lage könnte ruhig höflicher sein."

„Was willst du damit sagen!"

„Na, mir kannst du doch nichts vormachen, Johnny. Einem alten Sack wie mir. Daß du kein echter Tramp bist, hab' ich gleich gemerkt."

„Kommst dir wohl sehr schlau vor."

„Ich will dir sagen, was mit dir los ist: Die Cops sind hinter dir her, stimmt's?" Er stieß Stewart vertraulich mit dem Ellenbogen an. „Was haste denn ausgefressen?"

Stewarts Hand zuckte unwillkürlich nach der Maschinenpistole unter der Decke.

Der Alte winkte ab. „Kannst die Knarre ruhig liegenlassen, Johnny. Kentucky-Sam pfeift nicht. Eher hilft er einem armen Schwein wie dir aus der Patsche."

Eine Stunde nach dem Frühstück, das er Yank Stewart und dem Tramp Kentucky-Sam spendiert hatte, erreichte auch den Sheriff der Kleinstadt Culpeper (Virginia) die Nachricht von dem Massenausbruch aus Ivy Bluff.

Am frühen Morgen des 8. Dezember hatte FBI an alle Polizeibüros die Fotos der zwanzig flüchtigen Verbrecher gefunkt. Aber die Qualität der Fotos hatte unter der Funkübertragung so stark gelitten, daß der Sheriff den Rädelsführer Yank Stewart auf dem Bild nicht wiedererkannte.

Wäre der Sheriff aufmerksamer gewesen, dann hätte die Jagd nach dem gefährlichen Stewart wohl schon am Morgen nach dem Ausbruch ihr Ende gefunden. Denn allein der Sheriff wußte, wo Stewart an diesem Morgen zu finden war: auf dem Güterzug nach Washington. Er selbst hatte Stewart und Kentucky- Sam auf diesen Zug geschickt.

Wenige Minuten vor zehn Uhr fuhr der Güterzug in Washington ein, mit seinen drei blinden Passagieren im Bremserhäuschen: Stewart, dem Tramp und dem Hund.

Ehe der Zug auf dem Güterbahnhof im Südwesten der Stadt hielt, sprangen die beiden Männer ab und kletterten die Böschung zur Virginia Avenue hinauf. Der Hund folgte ihnen. Sie waren fast die einzigen Fußgänger auf der breiten Straße mit ihrem brausenden Autoverkehr. Vor ihnen, über den niedrigen Häusern der Avenue, leuchtete eine weiße Kuppel.

„Das Capitol", sagte Kentucky-Sam. „Millionen sparen jahrelang, um sich 'ne Reise hierher zu leisten, und du hast es ganz umsonst."

„Ich pfeif darauf", knurrte Stewart.

Der Alte zwinkerte spöttisch. „Sieh dir mal das große Gebäude da drüben an. Wette, daß du darauf nicht pfeifst. Weißt du, was da drin ist?"

Stewart zuckte mit den Schultern.

„Deine Visage und deine Fingerabdrücke." Als er Stewarts Bestürzung sah, ließ der Tramp ein mekkerndes Lachen hören. „Da ist nämlich die FBI-Kartei drin."

Stewarts Gesicht wurde plötzlich grau. Sein Körper straffte sich wie der einer Raubkatze, die den Feind wittert. „Verdammt noch mal!", sagte er heiser, „mach solche Witze nicht noch mal, Alter!"

Der Tramp erschrak, denn diese heftige Reaktion hatte er nicht erwartet. „Kann ich was dafür, daß FBI neben dem Güterbahnhof liegt", brummte er, wie um Entschuldigung bittend.

Unwillkürlich beschleunigte Stewart seine Schritte. Jetzt bereute er, daß er sich auf den Vorschlag des Tramps eingelassen hatte, tagsüber bei dessen Freund, dem Neger, unterzuschlüpfen. Vielleicht hätte er besser den alten Schwätzer umlegen sollen, als ihm zu trauen. Nun war es zu spät. Hier mitten in der Großstadt war er in dessen Hand.

„Wie weit ist's denn noch bis zu deinem verdammten Neger?" fragte Stewart.

„Vielleicht 'ne halbe Stunde oder so."

Sie passierten den Park The Mall mit seinen vielen weißen Regierungsgebäuden. Vor dem Capitol standen Hunderte von wallfahrenden Touristen, fotografierend, Staunen und Ehrfurcht auf ihren Gesichtern. Nur die Kinder, die sie an den Händen führten, schauten sich sehnsüchtig nach einer Gruppe ballspielender Schüler um.

Stewart fühlte sich von Minute zu Minute unbehaglicher zwischen den gutgekleideten Touristen, ihren mit abenteuerlichen Blumenhüten aufgeputzten Schwiegermüttern und ihren frischgebadeten Kindern – die Jungen in neuen Konfektionsmänteln und bunten Baseballkappen, die Mädchen mit weißen Kniestrümpfen und Schleifen im Haar.

Stewart strich sich mit der Hand über das stoppelige Kinn und musterte den alten Tramp mit seinen abgerissenen Kleidern, den seit Tagen nicht rasierten Bart und den üppig unter seinem zerbeulten Hut herausquellenden weißen Schopf. Daneben der Hund, ein Bastard, struppig und unscheinbar.

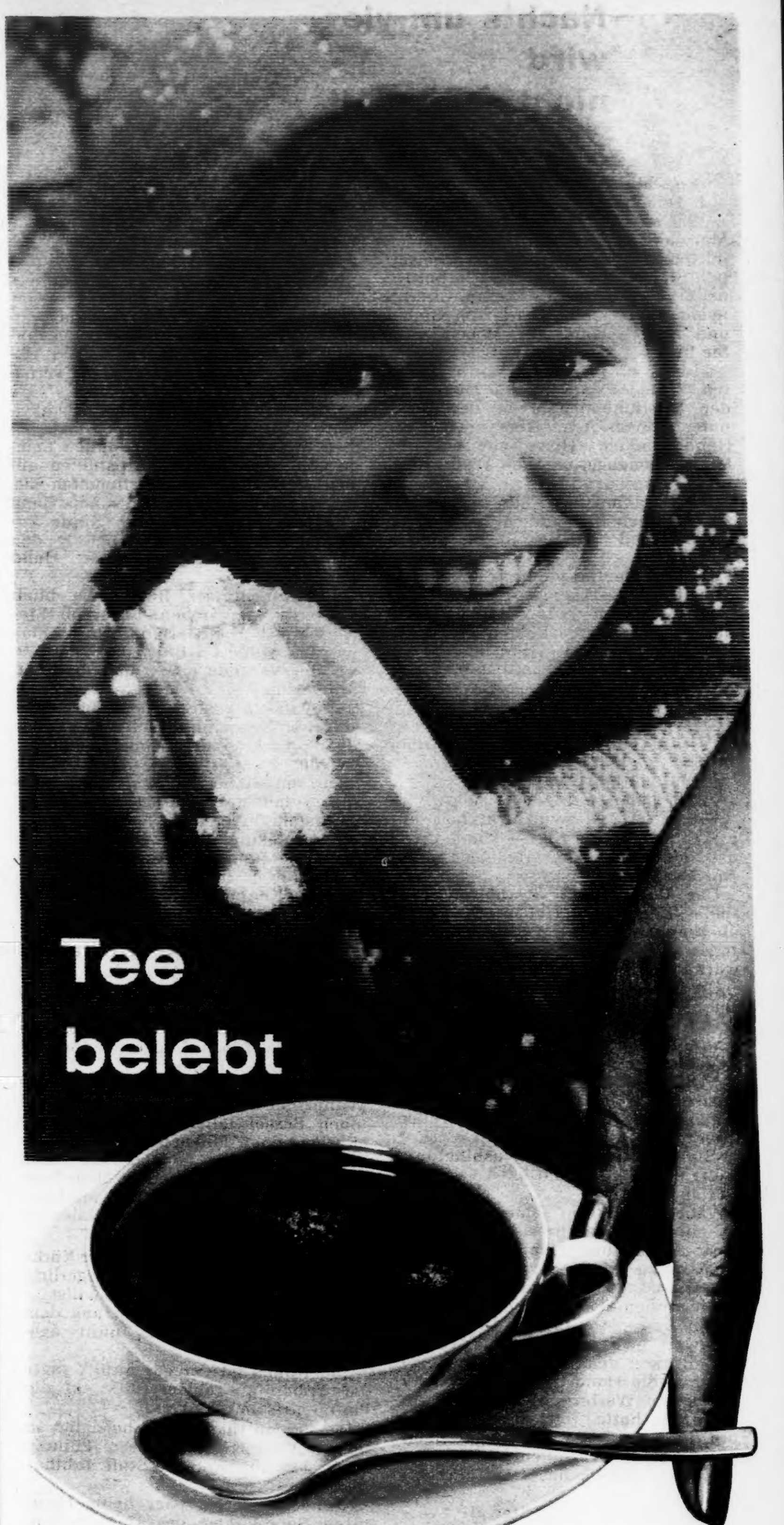
Kentucky-Sam kümmerte sich nicht um seinen Gefährten. Er mischte sich unter die Menge und betrachtete andächtig das Capitol.

„Bist du verrückt?" zischte Stewart, „Komm weg hier!"

„Wenn wir schon mal hier sind, dann will ich mir das Capitol auch genau ansehen", sagte der Tramp, „es liegt sowieso auf dem Weg."

Widerwillig folgte er Stewart, der ihn am Ärmel mit sich zog. Seine

→



Probieren Sie's!

Nichts geht über eine zünftige Schneeballschlacht. Vorher ein, zwei Tassen heißen Tee – dann merk' ich gar nicht mehr, daß der Schnee so kalt ist. Echter Tee – heiß serviert – ist ein besonderer Genuß. Er belebt und entspannt. Trinken Sie regelmäßig Tee! Sie werden sehen, wie gut es Ihnen bekommt.

Tee

am besten mit Zucker

Es ist immer Zeit für Tee

Nachts um vier wird nicht geklingelt

Augen blickten zurück, sie konnten sich vom Capitol nicht trennen.

Als sie auf einem Parkweg zur Maryland Avenue hinübergingen, hörten sie hinter sich Pferdegetrappel. Sie wandten sich um. Ein berittener Polizist preschte heran, brachte neben ihnen sein Pferd zum Stehen und rief Stewart zu: „Was machen Sie hier?“

„Ich ... ich habe das Capitol besichtigt.“ Wieder zuckte seine Hand nach der Maschinenpistole in der Decke unter seinem Arm. Aber er ließ die Hand sinken. Hier, inmitten der Menschenmenge, war die Waffe nutzlos.

Der Cop musterte ihn geringschätzig. „Wissen Sie denn nicht, daß Sie ihren Hund an der Leine führen müssen?“

Da trat Kentucky-Sam schnell einen Schritt vor. „Das ist mein Hund“, sagte er. „Entschuldigen Sie – ich dachte, hier im Park könnte ich ihn frei laufen lassen. Aber es ist ein braver Hund, bestimmt! Sehen Sie nur, der weicht keinen Schritt von meiner Seite.“

Der Cop nestelte einen Block aus seiner Brusttasche. „Das macht zehn Dollar. Wie heißen Sie?“

„Sam Fletcher Pornatzki.“

„Buchstabieren Sie das mal ...“

Kentucky-Sam zwinkerte, fast unmerklich. „Hören Sie – können wir das nicht unter uns erledigen? Ohne Anzeige?“

Der Cop blickte abschätzend auf seine Kleidung. „Haben Sie denn überhaupt Geld?“

Als der Tramp zögerte, sagte Stewart schnell: „Ich hab Geld.“

Unschlüssig kaute der Cop an seinem Kugelschreiber. Schließlich sagte er: „Ich darf das Geld nicht kassieren. Sie müssen's schon bei Gericht einzahlen.“

„Ach, machen Sie doch mal 'ne Ausnahme“, bat der Tramp. „Wir kennen uns hier nicht aus bei den Gerichten.“

„Sie sind nicht aus Washington?“ fragte der Cop lauernd.

„Nein.“

Während der Cop seinen Block wieder einsteckte, sah er sich scheu nach allen Seiten um. „Na schön. Ausnahmsweise. Macht zwanzig Dollar.“

„Vorhin sagten Sie aber zehn.“

„Sie wollen also lieber doch 'ne Anzeige . .“

Stewart griff hastig in die Tasche und drückte dem Cop die zwanzig Dollar in die Hand. Es war das Geld, das er den Wärtern in Ivy Bluff abgenommen hatte. Jetzt besaß er nur noch die neun Dollar des Negers, den er in Danville überfallen hatte.

Der Cop steckte das Geld ein und preschte davon.

Kentucky-Sam sah Stewart vorwurfsvoll an. „Mit zehn Dollar wär er auch zufrieden gewesen. Die Brüder versuchen's immer erst auf die dumme Tour. Sobald sie merken, daß sie das Geld in die eigene Tasche stecken können, erhöhen sie die Preise. Hab kaum 'nen Cop erlebt, der nicht hohl wäre.“

„Hätten wir etwa mit ihm aufs Revier gehen sollen?“

„Das hätte er nie gemacht. Dann wär er dran gewesen. Mit zwei Zeugen gegen sich, daß er sich bestechen lassen wollte ...“

Eine Weile schritten sie schweigend nebeneinander her. Allmählich vergaß Stewart seinen Ärger über den Verlust der zwanzig Dollar, und trotz der stets spürbaren Gefahr, in der Großstadt gefaßt zu werden, legte sich allmählich sein Mißtrauen gegen den Tramp. Immerhin hatte Kentucky-Sam den Hund als seinen eigenen ausgegeben, um seinen Gefährten aus der Sache herauszuhalten. Dabei hätte ein Wort zu dem Polizisten genügt, um ihn festnehmen zu lassen.

Aber warum half ihm Kentucky-Sam? Vorerst gab es Stewart auf, eine Antwort auf diese Frage zu suchen.

Bald wechselte der Charakter der Straße. Alte Bäume breiteten schützend ihre Äste über einstöckige Häuser, und fast unmerklich vollzog sich der Übergang ins Negerviertel: lange Reihen gleichförmiger Bungalows. Früher waren sie weiß gewesen, aber im Laufe der Jahre war das verwitterte Holz grau und rissig geworden. Manche der kleinen Fenster waren mit Brettern oder Pappe vernagelt.

Schwatzende Negerinnen schaukelten zwischen behängten Wäscheleinen in geflochtenen, mit bunten Lumpen ausgepolsterten Korbstühlen auf den Veranden. Jäh verstummten sie, als sie die beiden Weißen sahen. Dann steckten sie kichernd die Köpfe zusammen und blickten neugierig den beiden Männern und ihrem Hund nach.

Vor einem der Bungalows blieb Kentucky-Sam stehen. Er schob Stewart durch die Gartenpforte in das winzige, kahle Gärtchen und betätigte auf der Veranda einen altertümlichen Klingelzug.

Es gab ein rostiges Scheppern, und ein alter Neger öffnete ihnen. Weißes Haar umkränzte seinen dunklen Schädel. Er trug einen schwarzen, an mehreren Stellen speckig glänzenden Anzug mit dem steifen Kragen der Baptistenpfarrer.

Eine Sekunde lang riß der Neger erstaunt Mund und Augen auf, dann schüttelte er herzhaft die Hand des Tramps. Kentucky-Sam grinste, winkte Stewart heran und sagte zu dem Neger: „Ein Freund von mir. Er braucht Hilfe.“

Jetzt erst bemerkte der schwarze Pfarrer, daß Kentucky-Sam nicht allein gekommen war. Freundlich klopfte er Stewart auf die Schultern, tätschelte den Hund, dann riß er einladend die Tür auf. „Ihr werdet bestimmt Hunger haben.“

Er führte die beiden Männer ins Wohnzimmer. Stewart ließ sich auf einen Sessel fallen, der Hund legte sich zu seinen Füßen nieder. Stewarts Blicke schweiften über die kärgliche Einrichtung und blieben an dem bunten Coca-Cola-Kalender auf der blassen Tapete hängen. Der Kalender zeigte halbnackte Pin-up-girls.

Als der Neger eilfertig in der Küche verschwand, sagte Stewart ärgerlich: „Wenn du mich bekehren willst – schlag dir das lieber gleich aus dem Kopf. Pfaffen kann ich nicht ausstehen.“

„So fromm ist der gar nicht“, sagte der Tramp mit einem Blick auf die Pin-up-girls an der Wand.

Der Tramp räkelte sich behaglich in seinem Ohrensessel, dessen Füllung durch den abgewetzten Stoff sichtbar wurde.

Nachdem sie ein paar heiße Hamburger-Sandwiches gegessen hatten, fühlte sich auch Stewart etwas wohler. Seine stets angespannte Wachsamkeit wich einer betäubenden Müdigkeit. Mit halbem Ohr lauschte er den Erzählungen des Negers.

Während der Tramp ins Bad ging und in der Wanne plätscherte, erzählte der Schwarze, wie er früher als Wanderprediger zusammen mit Kentucky-Sam durchs Land gezogen sei; wie er sich einmal beim Abspringen von einem fahrenden Zug das Bein gebrochen, und wie Kentucky-Sam ihn geistesgegenwärtig unter dem fahrenden Zug herausgezogen hätte.

Welche Abenteuer die beiden außerdem noch erlebt hatten, erfuhr Stewart nicht mehr. Schon nach wenigen Minuten war er fest in seinem Sessel eingeschlafen.

*

Der Kentucky-Sam, der aus dem Badezimmer kam, hatte kaum noch Ähnlichkeit mit dem verwahrlosten Tramp, der vor einer Stunde das Haus des Negers betreten hatte. Sein Gesicht war glattrasiert, und sogar die wuchernden Haare hatte er sich selbst mit einer Schere geordnet. Er trug ein frisches Hemd des Negers und duftete nach Seife.

Der schwarze Pfarrer und der Tramp unterhielten sich gedämpft, um Stewarts Schlaf nicht zu stören. Kentucky-Sam berichtete über seine Begegnung mit dem Fremden, der sich John Smith nannte, und den er für einen kleinen Gauner auf der Flucht hielt.

„Na schön“, sagte der Neger. „Aber was geht er dich an?“

„Einem Kerl, hinter dem die Cops her sind, muß man helfen. Außerdem reise ich gern in Gesellschaft.“

Als sich die beiden alten Freunde nicht mehr viel zu sagen hatten, schaltete der Pfarrer seinen Fernsehapparat ein. Es gab einen alten Film, alle zwölf Minuten unterbrochen durch zwei Werbeminuten für Waschpulver, Zigaretten, Kaugummi oder Kopfschmerztabletten.

Dann leuchtete auf dem Bildschirm die Zeile „Bulletin des CBS-Nachrichtendienstes“ auf, und ein Nachrichtensprecher las eine Meldung von dem Blatt ab: „Heute gegen Mitternacht sind aus dem Zuchthaus Ivy Bluff in North-Carolina zwanzig Sträflinge ausgebrochen. Die Staaten North-Carolina, South-Carolina, Virginia, Tennessee, Maryland, Kentucky und die Stadt Washington haben höchste Alarmbereitschaft. FBI kontrolliert in Zusammenarbeit mit den Polizeibehörden dieser Staaten alle Straßen und Schienenwege. Die Armee hat mehrere hundert Hubschrauber eingesetzt. Bisher ist noch keiner der zwanzig Ausbrecher gefaßt worden. Warnung! Die Ausbrecher sind bewaffnet. Es ist damit zu rechnen, daß sie von ihren Schußwaffen Gebrauch machen werden, da es sich ausnahmslos um unverbesserliche Gewaltverbrecher handelt. Wie FBI mitteilt, ist der Rädelsführer der wegen verschiedener Raubüberfälle zu 25 Jahren verurteilte Charles, genannt Yank Stewart. Er ist 1,72 Meter groß . . “

Als Stewarts Foto in Großaufnahme auf dem Bildschirm erschien, packte der Neger erregt Kentucky-Sam am Arm. Sie betrachteten den schlafenden Mann im Sessel und verglichen sein Gesicht mit dem Fahndungsfoto.

Der Neger schaltete das Fernsehgerät aus. „Und den bringst du mir ins Haus“, sagte er leise.

„Er ist auch nur ein armer Teufel“, sagte der Tramp, „Wer weiß, wie schlecht sie ihn im Knast behandelt haben.“

„Das ist mir doch egal! Ich hol jedenfalls die Polizei.“

Kentucky-Sam schüttelte entschieden den Kopf. „Die Cops? Niemals!“

„Vergiß nicht, daß ich Pfarrer bin. Wenn das rauskommt, verlier ich mein Amt.“

„Wer soll's schon erfahren? Du hast doch schon so vielen geholfen.“

„Kleinen Sündern, ja. Aber keinem Schwerverbrecher. Ich verstehe dich nicht, Sam! Du kennst ihn doch kaum.“

„Hab' nun mal 'nen Narren an ihm gefressen. Weiß auch nicht, warum. Dabei ist er ein ziemlich grober Klotz.“

„Grober Klotz! Gemeingefährlich ist der! Glaubst du, der würde auch nur mit der Wimper zucken, wenn er dich niederknallt!“

„Ach was! Auf mich schießt er nicht. Hab' schon schlimmere Situationen überlebt.“

„Schön, schließlich geht's um deine Haut. Aber hier muß er raus – mit oder ohne Polizei.“

Copyright: Bärmeier und Nikel

Die Murder Brothers

„Sie liebt mich – von Herzen – mit Schmerzen . . .“

„Ich mach dir 'nen Vorschlag: Wir bleiben noch bis zum Dunkelwerden. Du besorgst ihm vorher noch ein paar Kleinigkeiten – Essen, Rasierzeug, Irische Hemden, Socken und ein bißchen Geld. Dann hauen wir ab.“

„Was denn! Gehst du etwa mit?“

„Ist doch klar.“

„Manchmal begreif' ich dich nicht, Sam.“

„Ein alter Tramp denkt eben anders als ein Pfaffe. Mit wem ich einmal auf der Achse bin, den laß ich nicht im Stich. Ehrensache.“

„Und zum Dank jagt er dir dann 'ne Kugel durch den Kopf. Hast du nicht gehört, daß er bewaffnet ist? Wo hat er überhaupt seine Waffe?“

„Gut, daß du mich daran erinnerst.“

Der Tramp ging hinüber zu dem schnarchenden Stewart und griff nach der Decke auf dem Schoß des Gangsters.

Aufmerksam beobachtete ihn der Hund zu Stewarts Füßen, und als der Tramp die Decke in der Hand hatte,

fuhr ihm der Hund knurrend an die Waden.

Kentucky-Sam ließ erschrocken die Decke mit ihrem Inhalt fallen. Die Maschinenpistole rutschte heraus.

Im gleichen Augenblick erwachte Stewart, doch ehe er die Situation begriff, hatte sich der Tramp nach der Waffe gebückt. Gleichzeitig schnappte der Hund nach dem Schaft der Waffe und hielt ihn mit seinen Zähnen fest.

Der Tramp sprang ein paar Schritte rückwärts aus Stewarts Reichweite. Den knurrenden Hund zog er mit sich am Schaft durchs Zimmer.

Sekundenlang blieb Stewart regungslos in seinem Sessel. Seine Augen waren schmal und voller Haß. „Hab' doch gewußt, daß du mich hochgehen läßt", murmelte er, „drück doch ab, du falscher Hund! Na los – warum drückst du nicht ab! Kriegst bestimmt 'ne Belohnung von den Cops."

Fast mitleidig sah ihn der Tramp an. „Kentucky-Sam verpfeift keinen Kumpel. Hab' ich dir schon mal gesagt. Aber das Ding hier kommt weg."

Stewart streckte seine Hand nach der Waffe aus. „Gib her! Ich brauch sie noch."

„Die Knarre brauchst du nicht mehr, Yank. Ich bring dich sicher nach New York. Da kannst du untertauchen. Mit der Knarre fällst du nur auf."

Stewart wollte sich erheben, aber als der Tramp die Mündung auf ihn richtete, ließ er sich entmutigt in den Sessel zurückfallen. Böse knurrend und mit gesträubtem Nackenfell beobachtete der Hund die Szene.

Ehe Stewart noch etwas sagen konnte, schlüpfte der Tramp behende aus der Tür.

Stewart stürzte hinter ihm her, doch nach einem Blick auf die belebte Straße kehrte er um. Seine Augen verfolgten den Tramp durch das kleine Fenster.

Kentucky-Sam hielt die Waffe unter seiner Jacke verborgen und überquerte mit großen Schritten die Straße. Dann entschwand er aus Stewarts Blickfeld.

Stewart blieb mit dem schwarzen Pfarrer allein, auf dessen Gesicht der Angstschweiß perlte.

„Woher kennt der Tramp meinen Namen?" fuhr ihn Stewart an.

Der Schwarze deutete stumm mit dem Daumen auf das Fernsehgerät.

„Dann wißt ihr also über mich Bescheid!"

Der Schwarze nickte.

„Sind schon welche wieder eingefangen?"

Der Schwarze schüttelte den Kopf.

„Mach mir nichts vor, hörst du!"

Der Schwarze rollte erschrocken mit den Augen.

„Wenn Sam jetzt die Cops holt, mach ich dich kalt."

Der Schwarze hob beschwörend die Hände.

Zehn Minuten später kam der Tramp zurück – ohne Waffe und ohne Polizei. Als er Stewarts mißtrauischen Blicke bemerkte, sagte er grinsend: „Na, traust du mir jetzt? Aber – ohne Knarre bist du mir lieber."

Da schwand Stewarts Argwohn.

Sie warteten bis zum Abend, ehe sie weiterzogen. Der Pfarrer gab ihnen seinen elektrischen Rasierapparat, Socken, Hemden, Unterwäsche, Brot, Konserven und dreißig Dollar mit auf den Weg. Erleichtert schlug er die Tür hinter den beiden Männern zu.

Kentucky-Sam führte Stewart mit seinem Hund zu einer Stelle, wo die Eisenbahnschienen unter die Erde tauchten. Eine halbe Stunde lang tappten sie sich durch den finsteren Tunnel bis zum Ausgang am Ufer des Anacostia-River, wo mehrere Wassertanks standen.

„Der beste Platz zum Aufspringen ist immer bei den Reservoirs", erklärte der Tramp; „meistens halten hier die Loks, um Wasser aufzunehmen."

Sie sprangen auf den ersten Zug, der vor seiner Weiterfahrt nach dem Norden Wasser auftankte. Diesmal wählte der Tramp mit seinem untrüglichen Instinkt einen geschlossenen Waggon aus. Der Waggon war bis dicht unter die Decke mit Baumwollballen beladen. Sie krochen ganz nach oben hinauf. Die Ballen schluckten die Stöße der Räder und dämpften den Schienenlärm. Weich und warm umhüllte sie die Baumwolle, und bald dösten sie wohlig auf den großen Kissen ein – der Verbrecher, der Tramp und der Hund.

Erst als der Zug nach einer ganzen Weile ruckelnd hielt, richtete sich Kentucky-Sam auf. Er spähte durch eine Ritze auf den Bahnsteig hinaus. „Irgendein kleiner Bahnhof", brummte er, „kann das Schild nicht lesen."

Im gleichen Augenblick hörten sie auf dem Bahnsteig eine Gepäckkarre über das Kopfsteinpflaster poltern.

Der Hund fing wie besessen zu bellen an. Stewart griff ins Dunkel, um dem Hund die Schnauze zuzuhalten. Aber es war zu spät. Durch die Ritze sah der Tramp, wie der Mann draußen seinen Schubkarren anhielt, einen Bremser herbeirief und auf den Waggon zeigte, in dem sie waren.

Während der Zug langsam wieder anrollte, riß der Bremser die Schiebetür auf und rief in den finsteren Waggon hinein: „Komm 'raus mit deinem verdammten Köter!"

„Was machen wir jetzt?" flüsterte Stewart.

Aber niemand antwortete ihm. Kentucky-Sam hatte sich lautlos davongemacht, und den Hund hatte er mitgenommen.

„Wird's bald!" schrie der Bremser.

Stewart nahm sein Bündel unter den Arm, glitt an der dem Bahnsteig abgewandten Seite hinunter, tastete sich zur Tür und schob sie vorsichtig auf. Aber sie quietschte etwas, und der Bremser auf der anderen Seite brüllte: „Na warte, du Strolch – dich krieg ich schon!"

Auf einmal hatte Stewart Angst. Ohne Waffe fühlte er sich hilflos. Zum Abspringen war es zu spät. Der Zug hatte inzwischen zu viel Fahrt gewonnen.

Stewart hielt sich mit einer Hand an der Tür fest und beugte sich hinunter, um nach einem Versteck unter dem Waggon zu suchen.

Dann faßte er einen verzweifelten Entschluß. Er ließ sein Bündel liegen, kletterte unter die Ladefläche und hängte sich an die große Stahlfeder zwischen den Achsen. Seine Finger glitten an der geölten Feder ab. Er schlang seine Arme um den Stahl, um nicht auf die Bohlen zu fallen.

Von der anderen Seite des Waggons her leuchtete eine Taschenlampe die Federn und Achsen ab. Stewart wandte sich geblendet ab. Gleich darauf erlosch der Strahl.

Nach einigen Minuten, die Stewart in dem eisigen Fahrtwind wie eine Ewigkeit erschienen, hörte er wieder die Stimme des Bremsers. Aber diesmal vor sich, am vorderen Ende des Waggons. „Komm wieder rauf, du Strolch!"

Stewart umklammerte noch fester die Feder, unter der er hing. Das Schmieröl lief ihm ins Gesicht. Er schloß die Augen. Sie brannten höllisch. Dann hörte er dort, wo der Bremser auf den Puffern stand, ein Klirren wie von einer schweren Kette. Zuerst wußte Stewart nicht, was das Klirren zu bedeuten hatte.

Bis dicht neben ihm etwas hart gegen die Feder schlug. Noch einmal und noch einmal.

Da ahnte Stewart, daß es die lange Kette mit dem Verbindungsbolzen sein mußte. Der Bremser hatte sie aus der Nute zwischen den Puffern gezogen und ließ sie einfach herunterhängen. Der Bolzen prallte auf die Bohlen, wurde hochgeschleudert, fiel hinunter, schleuderte wieder hoch und trommelte von unten gegen den Waggon. Um dem unsichtbaren Todespendel auszuweichen, zog sich Stewart so weit wie möglich an der Feder hoch.

Wenn ihn nicht ein Wunder errettete, dann blieb ihm nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, zu sterben:

Von dem wild auf den Bohlen tanzenden Bolzen erschlagen zu werden – oder sich fallen zu lassen und von den Rädern überfahren zu werden.

Im nächsten Heft:

Mordalarm an der Bahnstrecke

Dicke Menschen leben falsch

Fast alle, die über Korpulenz klagen, sitzen viel, bewegen sich wenig, sind Autofahrer, meistens in Zeitnot, essen oft unregelmäßig, zu fett und zu einseitig. Gewiß, sie sind an ihren Tagesablauf gebunden, aber in einem Punkt sind sie frei: sie könnten sich vernünftig ernähren! Sie sollten täglich Köllnflocken frühstücken, um ihr Gewicht herunterzubringen und ihren Kreislauf zu entlasten. Wieso? Das ist der Segen der unverfälschten Kost: im Haferkorn hat die weise Natur in seltener Vielfalt und Harmonie an Nähr- und Wirkstoffen alles vereinigt, was unser Organismus braucht. In den delikaten Köllnflocken sind alle diese Schätze in unveränderter Güte vorhanden: sie kommen aromageschützt zu Ihnen in den bekannten drei Paketen voll Gesundheit!

Man ißt morgens Köllnflocken, wenn man nicht dick werden will!

Echt nur in den Originalpackungen der Köllnflockenwerke Elmshorn

Petronius

Wenn der Groschen in der Musikbox klingelt, beginnt das kalte Geschäft mit der heißen Musik. Wie die Solisten der deutschen Sehnsucht wirklich leben, lesen Sie in unserem Bericht

Deutschland deine Stimmchen

„Inge Brandenburg ist die europäische Ella Fitzgerald." Manager Charles Hickman

Inge Brandenburg ist ein echtes Naturtalent. Sie hat das „Jazz-Feeling", das eigentlich nur die Neger haben, und sie singt „blue", auch wenn sie keinen Blues singt

Sodbrennen

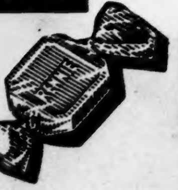
Magendruck

Völlegefühl

Stößt süßer Wein mal sauer auf?

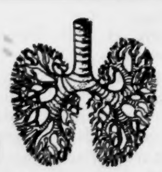
Das haben empfindliche Mägen so an sich. Mit Rennie schützt man sich davor — angenehm und ohne Nebenwirkungen. Rennie hält die Säurebildung im Gleichgewicht. Rennie beugt vor.

Lutschen - schmeckt gut
Stück für Stück einzelverpackt



RENNIE
räumt den Magen auf

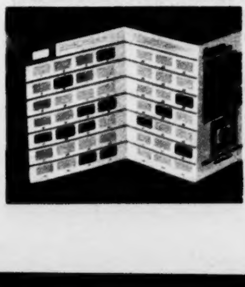
Nur in Apotheken und Drogerien
Packung mit 25 Stück DM 0.95 · Packung mit 50 Stück DM 1.65 · Packung mit 100 Stück DM 2.85



Hartnäckiger Katarrh
Asthma · Bronchitis · Husten

da hilft **Silphoscalin** das seit über 3 Jahrzehnten in der Praxis bewährte sinnvolle Spezialpräparat auf pflanzlicher Basis. Wirkt schleimlösend, entzündungshemmend, kräftigt Atmungsgewebe u. Nerven. — Ein wertvolles Aufbau- u. Stärkungsmittel — Zuverlässig, nachhaltig, unschädlich. Originalpackg. DM 3,05 Kurpackg. DM 16,65 rezeptfrei in Apotheken. Illustrierte Druckschrift C 12 kostenlos von **Fabrik pharmaz. Präparate Carl Bühler, Konstanz a. B.**

Schenken Sie Ihrer Wohnung im Winter ein Frühlingskleid



Selbststreichen war noch nie so einfach wie jetzt mit AURORA-Farben
AURORA 49 - Latex, die **waschfeste** Wand- und Deckenfarbe in Pulverform, wird nur mit Wasser verrührt = sofort streichfertig, kinderleicht zu rollen oder zu streichen. 49 fröhliche Farben - in Farbharmonien zusammengestellt - und 49 Tips zur schönen, farbigen Gestaltung der verschiedenen Räume zeigt Ihnen die **AURORA-Farbtonkarte.**
AURORA-Farben erhalten Sie in guten Fachgeschäften und Drogerien, die neuartige AURORA-Farbtonkarte gegen Einsendung DM 1.— Schutzgebühr vom Hersteller:
WERDENFELSER FARBENFABRIK GMBH Farchant/Oberbayern

Schlager singen kann jeder. Ein bißchen Stimme, vor allem aber ein guter Manager, reichen aus, um ins Geschäft zu kommen.

Jazz kann nur singen, wer ein außergewöhnliches Schicksal hat. Die amerikanischen Neger haben es. In ihrem Blut rumort seit Generationen die Unruhe der Unterdrückten, all das ekstatisch Sehnsüchtige, das im Wesen des Jazz liegt.

In Deutschland gibt es nur zwei Menschen, die dieses herrliche, traurige „Jazz-Feeling" haben. Wolfgang Sauer, weil er seit seiner Kindheit blind ist, und Inge Brandenburg, die ein so unwahrscheinlich schweres Schicksal gehabt hat, daß ihr einfach nichts anderes übrigblieb, als Europas beste Jazzsängerin zu werden.

In einem Hinterhaus der Leipziger Wurzener Straße wurde Inge Brandenburg am 18. Februar 1932 geboren. Als sie fünf Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Dessau. Der Vater arbeitete dort als Monteur bei den Junkers-Flugzeugwerken. Er war wohl auch Kommunist. Genau weiß Inge das nicht mehr. Aber sie erinnert sich: „Ich ging einmal mit meinem Vater spazieren, und wir begegneten einem Schutzmann. Vater hat ihm ‚Rotfront!' zugerufen und gelacht. Der Schutzmann, ein Bekannter, rief zurück: ‚Paule, willste wohl stille sein! Biste verrückt oder willste ins Gefängnis!'"

Aber der Vater schien doch nicht so Brandenburg vor!' Sie schlugen alle auf mich ein. Mit Kleiderbügeln. Ich war damals neun Jahre alt."

Am nächsten Morgen lief Inge davon. Zu ihrer Mutter.

„Meine Mutter war außer sich, als sie mich sah. Sie durfte mich ja nicht bei sich aufnehmen. ‚Du mußt zurück, Kind', sagte sie und versuchte mich zu trösten."

Ich wollte nicht und wehrte mich verzweifelt. Da kam mein älterer Bruder Heinz, der ja auch in dem Heim war, um mich abzuholen. ‚Wenn du nicht sofort mitkommst, wird Mutter verhaftet", sagte er.

Inge ging zurück. Im Fröbelstift erwartete sie der Inspektor Kaufmann

Ein Karton mit Lebensmitteln und fünf Mark für die Fahrkarte waren Inges ganze Habseligkeiten für die Reise.

„Als ich bei Tante Ida ankam, hat sie sich zuerst sehr gefreut. Dann fing sie an zu weinen. Sie sagte immerfort: ‚Was mach ich nur, wenn der Onkel nach Hause kommt!"

Inges Onkel, Tante Idas Mann, war bei der „Leibstandarte Adolf Hitler". Er kam nach Hause, sah das Kind, nahm es fest an der Hand und führte es zur Polizei. „Diese mißratene Göre ist aus einem Heim ausgebrochen", erklärte er dort. „Ihre Mutter lebt in Dessau. Ich will mit der Sache nichts zu tun haben."

„Mein Lieblingslied ist ‚Lover man'. Da kann ich mich richtig vergessen. Ich weiß nicht, ob ich an jemanden denke dabei. Vielleicht an irgendein Phantasiegebilde von Mann – den singe ich dann an. Bei mir ist Gefühl nun mal eben alles . . ."

Sie wurde es zu ihrer eigenen Überraschung. Als sie zum erstenmal vor ein großes internationales Publikum hintrat, war sie unsicher und gehemmt. Aber dann geschah, was immer mit ihr geschieht, wenn sie singt. Sie löste sich, wurde ganz Rhythmus, Gefühl und Stimme. Und als der Beifall sie umrauschte, strich sie verwirrt über ihr herbes Gesicht und ihre Augen – wie eine Süchtige, die aus einem Rausch erwacht.

Sie liebt diesen Rausch. Denn sie hat frühzeitig die Nüchternheit dieses Lebens erfahren. Sie wuchs in Erziehungsanstalten auf, wie Louis Armstrong. Sie war im Gefängnis wie die „First Lady des Jazz", Billie Holiday. Und sie war ihr Leben lang unglücklich verliebt, wie die Negro-Spiritual-Sängerin Mahalia Jackson.

ganz still gewesen zu sein, denn am Tag des Kriegsausbruchs holten ihn zwei Gestapobeamte ab.

Der Mutter wurde das Sorgerecht für die sechs Kinder entzogen. Sie kamen alle ins Kinderheim des Dessauer „Fröbelstifts", wo sie unter Schwererziehbaren und Verwahrlosten aufwuchsen.

Das war Inges Zuhause bis 1942.

„Ich werde es nie vergessen. Dreimal am Tag wurden wir im Gänsemarsch zur Toilette geführt. Immer blieben wir unter mißtrauischer Aufsicht. Und immer hatten wir Angst.

Einmal stand plötzlich eine Schwester vor mir und schrie mich an: ‚Gib zu, daß du die Äpfel gegessen hast!' Ich sagte, ich hätte überhaupt noch keine Äpfel im Heim gesehen. Sie beschimpfte mich und stachelte die andern Mädchen auf: ‚Nehmt euch die mit einer Peitsche. „Angst und Scham waren schlimmer als die Schmerzen. Ich wäre am liebsten gestorben . . ."

Monate später brannte sie zum zweitenmal durch. Ihre Mutter arbeitete jetzt als Geschirrspülerin im Restaurant „Tivoli" in Dessau und hauste in einer Baracke.

„Von Mutter erfuhr ich, daß Vater inzwischen im KZ Mauthausen gestorben war. An einem elektrischen Schlag, wie es in der Mitteilung hieß. Meine Mutter wußte nicht ein noch aus. Sie wollte mir helfen. Aber sie hatte Angst. Sie wußte, daß man sie verhaften würde, wenn sie mich aufnahm."

Doch dann erinnerte sich die Mutter an Tante Ida in Berlin. Tante Ida wollte Inge schon damals, nach der Verhaftung des Vaters, adoptieren.

„Fahr nach Berlin", sagte die Mutter.

Die Polizei transportierte Inge nach Dessau zur Mutter und verständigte das Jugendamt. Sie brauchte nicht zurück ins Fröbelstift. Das Jugendamt schrieb ihr einen Transportschein für das Evangelische Mädchenheim in Bernburg an der Saale aus.

„Zum Bahnhof begleitete mich eine ‚Tante' vom Jugendamt. Sie erlaubte nicht, daß ich neben meiner Mutter ging oder auch nur mit ihr sprach. Auf dem Bahnsteig winkte mir meine Mutter von weitem zu. Das war das letzte Mal, daß ich sie sah."

Auch in Bernburg gab es Prügel. Aber einmal, als Inge mit Diphtherie im Krankenhaus des Heims lag und vom Fieber geschüttelt wurde, kam eine Schwester zu ihr ans Bett: „Es war mitten in der Nacht, und die Schwester kühlte meine Stirn. Das war der schönste Augenblick in meiner Kinderheimzeit. Eine ganze Vier-

→

H 1105

Irgendwann passiert's

und Sie haben sich verletzt.
Jetzt gilt es, die Wunde schnell und richtig zu behandeln.
Legen Sie einfach Hansaplast auf.
Das Bluten wird gestillt, der Schmerz läßt nach, die Wundränder werden zusammengehalten.
Die Wunde wird desinfiziert, ihre Selbstreinigung begünstigt. Das Wundkissen polstert gleichzeitig die Verletzung und schützt vor Verschmutzung.

immer zur Hand

Minuten später ist es, als wäre nichts geschehen.

Sie erhalten Hansaplast in Apotheken u. Drogerien.

Die deutsche Hauptstadt heißt Berlin

Foto: Toni Schneiders. Aus dem Terra-Magica-Bildband BERLIN, Hanns Reich Verlag, München

„Das Volk Berlins hat gesprochen. Wir haben unsere Pflicht getan, und wir werden unsere Pflicht weiter tun. Völker der Erde! Tut auch ihr eure Pflicht. Helft uns in der Zeit, die vor uns steht, nicht nur mit dem Dröhnen der Flugzeuge, nicht nur mit den Transportmöglichkeiten, die ihr hierherschafft, sondern mit dem standhaften, unzerstörbaren Einstehen für die Ideale, die allein unsere Zukunft und gemeinsam damit auch eure Zukunft sichern können. Völker der Welt! Schaut auf Berlin und das Volk von Berlin. Seid dessen gewiß: Diesen Kampf, den wollen, diesen Kampf, den werden wir gewinnen!“

Ernst Reuter am 9. September 1948 vor dem Reichstagsgebäude in Berlin. Die Blockade der Stadt durch die Sowjets, die am 24. Juni 1948 begann, löste die Luftbrücke der westlichen Alliierten aus. Das Denkmal von Prof. Eduard Ludwig (unser Bild) ehrt die Besatzungen, die bei dieser einzigartigen Leistung der freien Welt ihr Leben lassen mußten. Am 12. Mai 1949 brachen die Sowjets die Blockade ab.

BERLIN ist das Herz Deutschlands

Deutschland deine Stimmchen

telstunde war da jemand, der sich um mich kümmerte.“

Der Krieg ging zu Ende, und die Amerikaner kamen. Für die Kinder des Mädchenheims kamen sie nicht als Befreier. Für sie ging das Leben weiter wie bisher. Jeden Morgen um sechs mußten sie aufstehen. Nach dem Frühstück wurde gescheuert – auf den Knien. Die Schwestern legten sich auf die Erde und sahen nach, ob auch alles sauber war. Wenn sie auch nur ein Staubkörnchen entdeckten, gab es Prügel.

1948, als sie sechzehn Jahre alt war, flüchtete Inge Brandenburg auch aus diesem Heim. Sie wollte nach Leipzig, um dort ihre Mutter zu suchen. Ihr einziger Besitz war ein grünes, geblümtes, kunstseidenes Konfirmationskleid.

Auf der Landstraße sprach sie ein Mann an. Der war auch auf dem Weg nach Leipzig. Inge war froh, nicht mehr allein zu sein.

In einem Heuschober wollten sie übernachten. „Da wurde der Mann frech. Als ich mich wehrte, hat er mich geschlagen ...“

Sie lief davon und brachte sich allein nach Leipzig durch. Aber ihre Mutter fand sie nicht. Und da sie in Leipzig keine Menschenseele kannte, beschloß sie, in den Westen zu gehen, weil es „drüben“ besser sein sollte.

Im Zonengrenzgebiet traf die hilflose Inge eine Frau, die sie mitnehmen wollte. Bei Gutenfürst gingen sie über die Grenze.

„Meine Begleiterin steuerte sofort ein Tanzlokal für amerikanische Soldaten an. Sie hatte gleich einen Amerikaner am Hals. Mich vergaß sie dann ...“

Inge suchte und fand Arbeit bei Bauern. Aber abends geriet sie immer wieder in die Soldatenkneipen. Und immer noch trug sie ihr grünes, geblümtes, kunstseidenes Konfirmationskleid.

So ging sie eines Abends zu einer Party bei amerikanischen Soldaten. Als sie zwei Stunden später von der Polizei aufgelesen wurde, trug sie das Kleid nicht mehr. Die GI's hatten es ihr vom Leib gerissen. Und weil sie auch keine Papiere hatte, steckte man sie ein halbes Jahr wegen Herumtreiberei ins Gefängnis. Ihre Zellengenossinnen waren Dirnen und Diebinnen.

Nach ihrer Entlassung landete sie, angetan mit Anstaltsfetzen, auf einem Bauernhof in einem kleinen Nest bei Augsburg. Die Bäuerin nähte ihr aus Gardinenstoff ein neues Kleid. Papiere hatte sie immer noch nicht.

Schließlich gelang es ihr, auf dem Augsburger Arbeitsamt ein Beamtenherz zu rühren. Sie bekam eine Aufenthaltsbewilligung, Papiere und damit eine bessere Stellung.

„In einer Augsburger Bäckerei arbeitete ich dann für fünfundzwanzig Mark im Monat. Und das Familienklavier durfte ich auch benutzen.“

Die musikalischen Bäckersleute vermittelten ihr sogar einen Klavierlehrer. Dem mußte sie von ihren 25 Mark gleich 20 für Klavierstunden geben. „Aber ich wurde ein anderer Mensch. Endlich hatte ich ein Ziel vor Augen.“

Als die Bäckersleute langsam ungeduldig wurden, weil sich Inge viel mehr für das Klavier als für den Haushalt interessierte, fand Inge eine Anzeige in der Zeitung. Da suchte ein Herr Weigele eine Sängerin für sein „volkstümliches Orchester“.

Inge bewarb sich, und am 3. November 1949 teilte ihr der Herr Eugen Weigele mit: „... Ich habe bereits anders engagiert. Da Sie aber sehr interessiert scheinen, bin ich gerne bereit, mich mit Ihnen einmal darüber zu unterhalten und Sie eventuell zu proberen. Wenn Sie wollen, können Sie bei mir vorbeikommen ...“

Inge kam vorbei und sang dem Herrn Weigele „You are my sunshine“ vor.

Herr Weigele war so beeindruckt, daß er drei Monate lang mit ihr probierte, bis sie schließlich fünfzig Schlager singen konnte. Eugen Weigele war großzügig und zahlte ihr schon in dieser Probezeit hundertsiebzig Mark im Monat.

Davon kaufte sich Inge eine Nähmaschine, die sie fortan überallhin mitnahm und die sie heute noch hat. „Ich hätte mir ja auch so gern noch Geschirr gekauft und ein paar Nippessachen ...“ Aber dafür reichte es nicht mehr.

Sie tingelte mit Eugen Weigele und seinen Solisten in Süddeutschland. Sie sang in amerikanischen Clubs, und sie nannte sich Peggy Branden. Brandenburg war ihr zu deutsch. Peggy nannte sie sich, weil ihr Idol damals Peggy Lee war.

1952 interessierte sich auch der Rundfunk für Peggy Branden. Ein Herr namens Ulrich vermittelte ihr eine Probeaufnahme. Die Rundfunkleute versprachen: „Wir werden von uns hören lassen.“

Darauf wartet Inge heute noch.

Auf ihren mehrjährigen Tourneen durch die amerikanischen Clubs kam Inge, immer mit Nähmaschine, 1954 auch nach Tripolis, 1956 nach Casablanca und Marrakesch.

Anfang 1958 endlich gelang es ihr, ein „ziviles“ Engagement bei dem schwedischen Orchester Malte Johnson zu bekommen. Die Stockholmer Presse schrieb begeistert von dem „Jazz-Feeling“ der deutschen Sängerin.

Nach einem halben Jahr, im Juli, kehrte sie nach Frankfurt zurück, wo gerade die Vorbereitungen für das Jazz-Festival 1958 getroffen wurden.

Inge Brandenburg wurde die große Sensation des Festivals.

Die Presse überschlug sich: „Sie versteht, blue zu singen, auch wenn sie keinen Blues singt ...“ – „Diese Frau hat Eigenes zu bieten. Die meisten Jazzsängerinnen ahmen amerikanische Vorbilder nach ...“ – „Ihr ‚Lover man‘ ist von einer Intensität, in der eine ganze Welt zu schwingen scheint ...“

Aber auch diese Hymnen verhalfen Inge nicht zu einer glanzvollen Karriere. Es sprang lediglich ein Engagement in der Frankfurter „Maxim“-Bar für sie heraus.

Dort begeisterte sie eines Nachts zwei Herren von der Schallplattengesellschaft Ariola, die sofort Aufnahmen mit ihr machen wollten.

Doch es wurde nichts daraus, denn die Herren teilten ihr ein paar Wochen später etwas über einen Produktionsstopp mit.

Es ging nicht so stürmisch aufwärts, wie sie es sich nach dem Festival gedacht hatte. Zwar hatte sie noch eine Sendung im Süddeutschen Rundfunk, ein Zehntage-Engagement im Stuttgarter Atlantik-Jazzkeller, und drei Sendungen im Hessischen Rundfunk mit der Mangelsdorff-Band. Doch dann interessierte sich niemand mehr für sie.

Ein Glück, daß es amerikanische Clubs gab ...

„Ich habe in dem Jahr so wenig verdient, daß ich von der Steuer tausend Mark zurückbekam.“

In ihrem Privatleben lief auch alles schief. Sie war dreimal verlobt.

Der erste war ein Captain der US-Army. Er gab ihr die Liebe und die Zärtlichkeit, nach der sie sich seit ihren unguten Kinderheimjahren immer gesehnt hatte. Sie war glücklich.

Doch eines Tages erfuhr sie, daß er verheiratet war und vier Kinder hatte. Daß er sie belogen hatte, traf sie härter als alle Schläge im Kinderheim.

Der zweite war ein Sergeant der US-Army. Er wollte Inge heiraten, aber nur unter einer Bedingung: Sie müßte aufhören zu singen.

Inge war bereit, ihre Karriere für die Geborgenheit zu opfern. Als sie die Heiratsgenehmigung in der Tasche hatte, fuhr der Verlobte nach Amerika, um die letzten Vorbereitungen zu treffen.

Nach einem halben Jahr teilte er ihr

mit, er habe ein Mädchen aus einer „class family“ geheiratet.

Da hatte Inge genug von der US-Army.

Der nächste, dem sie ihr Herz schenkte, war ein Student, Deutscher aus alter Beamtenfamilie und stolz darauf. Sie war sehr glücklich.

Eines Tages sprach sie vom Heiraten. Doch da war der Zauber gebrochen. Sehr ernst teilte ihr der junge Mann mit, daß davon keine Rede sein könnte. Eine Sängerin in der Familie – unmöglich. Das würde seiner Karriere schaden.

Was ihr blieb, war das Verlangen nach Zärtlichkeit, Liebe und Verstehen.

Vergessen fand sie nur in ihrer Arbeit. „Meine Lieblingsnummer ist ‚Lover man‘. Da kann ich mich so richtig drin vergessen. Vielleicht denke ich da an irgendein Phantasiegebilde von Mann . . .“

1959 trat wieder ein Amerikaner in Inges Leben. Charles Hickman, 26 Jahre alt, Sprecher und Schallplattenjockey beim amerikanischen Soldatensender AFN. Bis jetzt hat er Inge nur Glück gebracht.

Charles Hickman hatte schon in Amerika von Inge Brandenburg gehört. Er glaubte, einen Star zu finden – und war bestürzt, als er das Häufchen Elend kennenlernte. Hickman: „Ich sah, was ihr fehlte: Ein Manager! Ich weiß, daß Inge eines Tages ganz groß da ist. Sie ist die europäische Ella Fitzgerald – und sie wird schon noch genauso viel Geld machen wie die Ella.“

Er brachte Inge Brandenburg zum Leiter des RIAS-Tanzorchesters, Werner Müller. Er wollte sie ins Pop-

nach Juan-les-Pins. Sie war gar nicht eingeladen, und zwanzig Minuten vor dem Auftritt war es noch völlig ungewiß, ob Inge Brandenburg singen dürfte. Im letzten Augenblick gelang es Charles Hickman, die Mangelsdorff-Band zu überreden, Inge zu begleiten.

Sie wurde die Sensation von Juan-les-Pins. Und sie bekam den Titel „Beste Jazzsängerin Europas“.

Aber man konnte keine einzige Jazz-Platte von ihr kaufen.

Man kann es auch heute noch nicht.

Ihre Produzentin, Frau Volkmann, meint: „Die ganze Jazz-Geschichte verkauft sich nicht. Wir haben hier auch kaum Leute dafür. Das machen die drüben besser.“

Im Oktober erschien die zweite Schlagerplatte von Inge Brandenburg: „Das gibt es nur einmal“.

Eine Verwechslung mit dem Weltschlager „Das gibt's nur einmal“ lag nahe.

Befragt, was er sich beim Texten gedacht habe, meinte der Autor, Zahnarzt Blecher: „Nichts.“

Frau Volkmann: „Das glaube ich. Das hat er ja auch gar nicht nötig.“

Am 7. November wurden nun Jazz-Aufnahmen mit Inge Brandenburg gemacht. Ende Januar wird man sie kaufen können. Werner Müller veranstaltete dafür eine echte Session mit ausgewählten Musikern.

Frau Volkmann: „Es ist sehr schwer, Jazz-Aufnahmen vorzubereiten, weil ja alles improvisiert sein soll. Wir werden vier Titel aus dieser Session auf Schallplatten produzieren.“

Der Manager der Inge Brandenburg, Charles Hickman, ist zur Zeit in Amerika und führt Verhandlungen für einen Auftritt Inges. Nesuhi Ertegun,

Nur ein Geschäft will Charles Hickman mit Inge Brandenburg machen. Er ist überzeugt, daß sie eines Tages so berühmt sein wird wie Ella Fitzgerald, und daß sie genausoviel Geld verdienen wird. Seit er Inges Manager ist, geht es mit ihrer Karriere aufwärts. Sein erster Erfolg: Inge Brandenburg errang auf dem Jazz-Festival in Juan-les-Pins (Frankreich) den Titel „Beste Jazzsängerin Europas“

Geschäft lancieren, damit man wenigstens ihren Namen kennenlernte.

Werner Müller machte Probeaufnahmen mit Inge Brandenburg, in englisch und deutsch, und führte sie der Teldec-Produzentin Sigrid Volkmann vor. Die war hingerissen: „Eine unwahrscheinliche Stimme. Sie hat wirklich eine eigene Klangfarbe. Sie meisten Sänger kopieren doch, von jedem ein bißchen . . .“

Am 10. Mai 1960 wurden die Vertragsverhandlungen mit der Teldec abgeschlossen. Am 23. Mai sang Inge bereits ihre erste Platte „Goody goody“ ein.

Und dann fuhr Charles Hickman mit ihr zum europäischen Jazz-Festival

der Chef der amerikanischen Schallplattenfirma „Atlantic“, will Aufnahmen mit ihr machen, wenn sie nach Amerika kommt.

Vielleicht beginnt damit die ganz große Karriere der Inge Brandenburg. Sie hat alle Voraussetzungen, eine große Jazz-Interpretin zu werden. Experten sagen: „Jazz kann nur singen, wer ein tragisches Schicksal hat.“ Und das hat sie.

Petronius kann den Jazzfreunden nur wünschen, daß sich Inge Brandenburg weiter nach Zärtlichkeit und Verstehen sehnt.

Denn wenn sie das erst einmal gefunden hat, ist sie die längste Zeit Europas beste Jazzsängerin gewesen . . .

Im nächsten Heft:

Die Michael-Jary-Saga

B plus B gleich Bekömmlichkeit! Denken Sie an beide B's – erstens an Braten, zweitens an Bommerlunder. Eins so wichtig wie das andere. Braten bringt Festgenuß – Bommerlunder schenkt Bekömmlichkeit. Darum: beschenken Sie Ihre Freunde zum Fest mit Bommerlunder. Und denken Sie genauso an das eigene Wohlbehagen, an den Bommerlunder im Hause –

59/10

Bommerlunder

Ein Lebenswasser voller Wohlbehagen

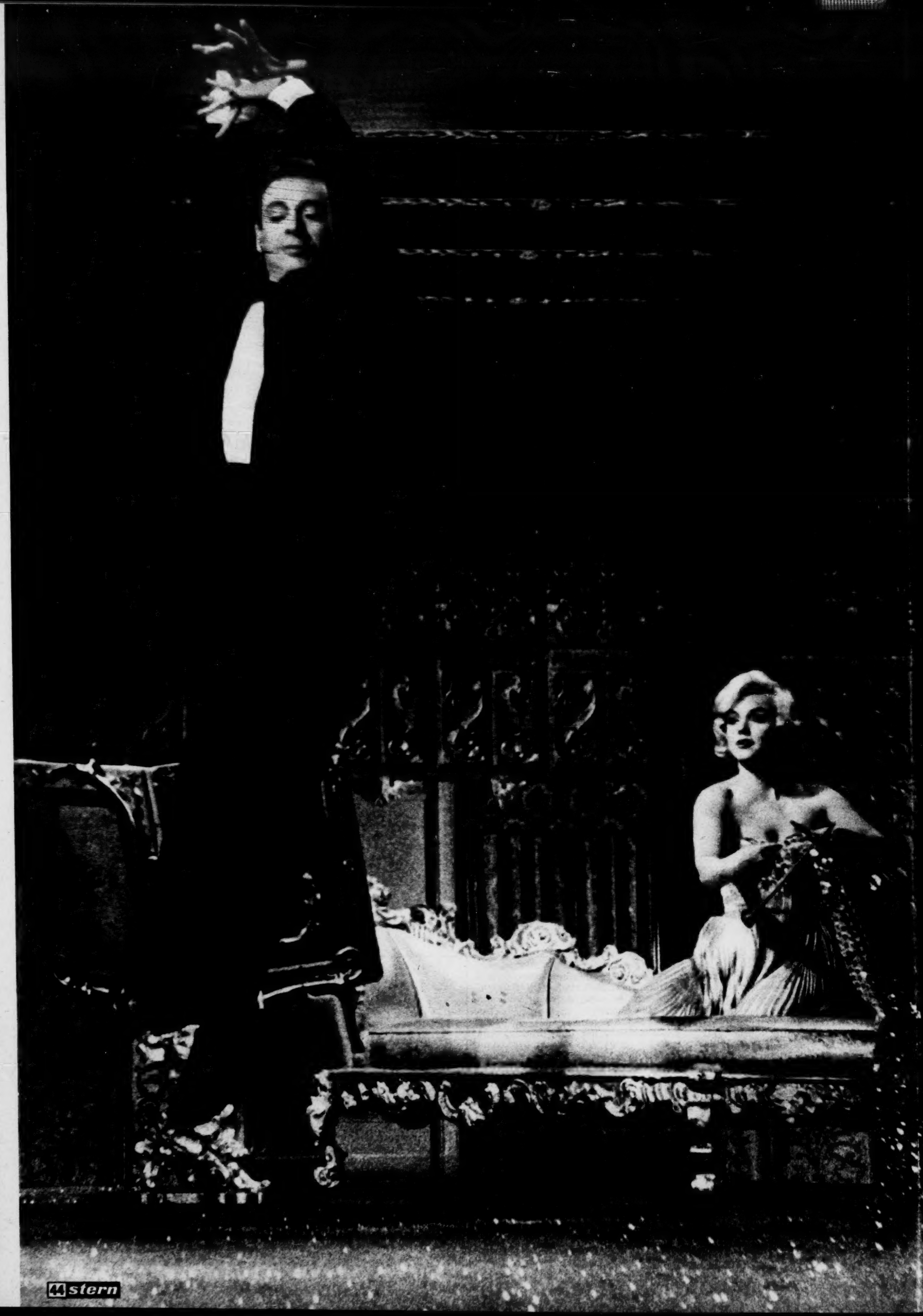
Gesundheit

wird heute so oft bedroht durch Ärger im Betrieb, zuviel Arbeit im Haushalt, Hetze beim Einkauf, Plage durch andere. Unter diesen Dingen leiden Herz und Nerven. Darum mit Galama beruhigen und kräftigen und sich mit Galama zur Abwehr der Nervensäge wappnen. Galama ist naturrein, nur aus Pflanzen bereitet. Galama ist als Tonikum gut bewährt.

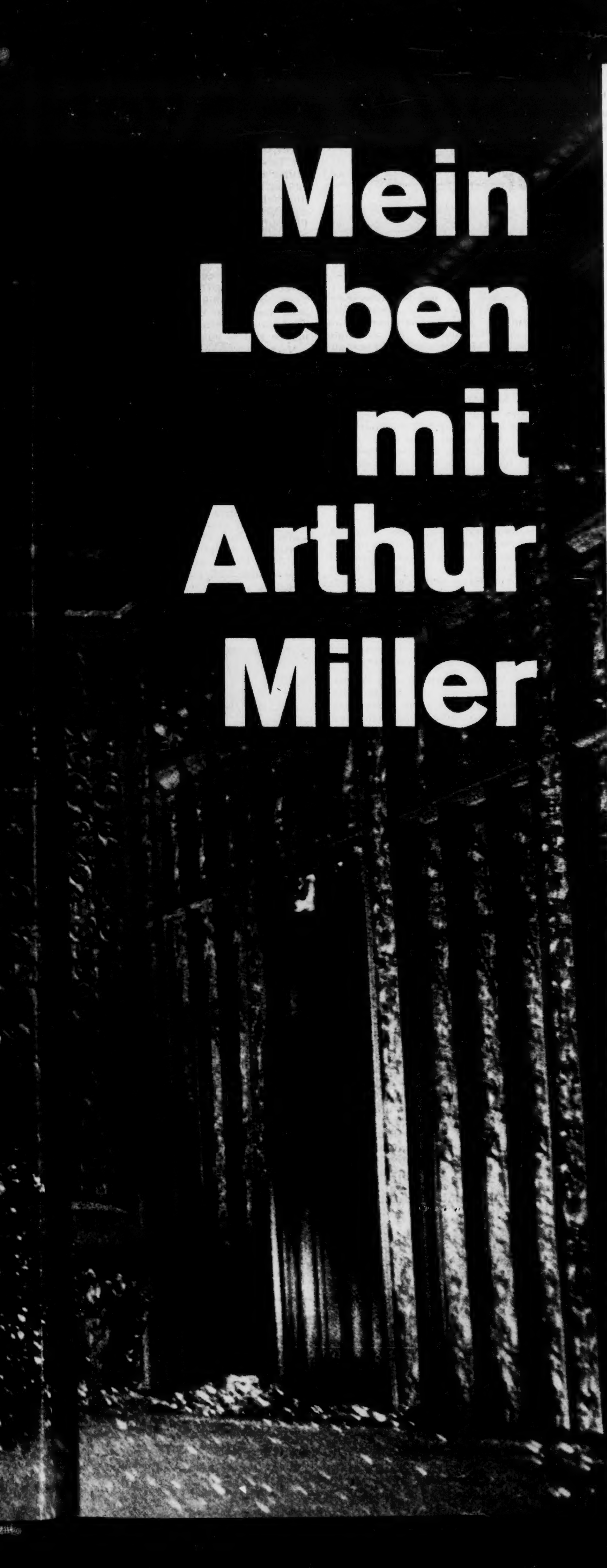
Gesundes Herz – Starke Nerven – Tiefer Schlaf – Galama

Galama

in Reformhaus und Apotheke



Mein Leben mit Arthur Miller



Interview mit

Marilyn Monroe

World Copyright by Marilyn Monroe, Arthur Miller und Georges Belmont

Arthur Miller sagt über sein Leben mit Marilyn: „Sie ist eine ausgezeichnete Köchin. Nur war es ein Problem für sie, daß alle Sachen gleichzeitig gar werden. Nun schön. Wichtiger ist: Marilyn ist eine ausgezeichnete Schauspielerin. Ihre Rolle in ‚Nicht gesellschaftsfähig' ist eine schwere Rolle, die für jede noch so gute und routinierte Bühnenschauspielerin eine kaum zu bewältigende Aufgabe sein würde. Ich glaube nicht, daß irgendeine andere Künstlerin die Rolle so spielen könnte wie Marilyn.

Außerhalb von Amerika weiß man Marilyn nicht so als Schauspielerin zu schätzen. Man nimmt sie ‚nicht ernst als Künstlerin. Das ist leicht zu erklären. Der ganze Charme meiner Frau — noch ist sie meine Frau — liegt in ihrer Stimme, in ihrer Art zu sprechen. Ihr Humor ist akustisch, liegt in der Betonung, im Timbre der Stimme. Wenn man bei der Synchronisation ihre Stimme und ihren Tonfall wegnimmt, ist auch ihr ganzer Charme und ihr ganzer Humor weg. Was bleibt, ist ihr Gesicht. Das Gesicht ist →

Film und Wirklichkeit vermischten sich in Marilyn Monroes Gefühlsleben. Aus der anfänglichen Bewunderung für den Schauspieler Yves Montand entwickelte sich während der Dreharbeiten zu dem Film „Machen wir's in Liebe" eine tiefe menschliche Zuneigung. Sie führte jetzt zur Trennung der Ehe Marilyn Monroe-Arthur Miller

Auch Sie könnten sich besser fühlen . . .

und endlich wieder frisch, ausgeruht und tatkräftig sein. Das erreichen Sie durch Frauengold mit den stärkenden Wirkstoffen, die eigens auf uns Frauen abgestimmt sind. Es gibt uns die ausdauernde Spannkraft, die uns Frauen jung erhält.

Für Frauen, die mitten im Leben stehen

Frauengold

Flaschen zu 4.30, 7.60 und 14.-

IN APOTHEKEN · DROGERIEN · REFORMHÄUSERN

Niedrige Prospektpreise weiterhin gültig!

Die niedrigen TEPPICH-Preise unseres Winterprospektes, der jeder jetzt angeforderten Kibek-Kollektion beiliegt, garantieren wir bis 30.6.1961. Schreiben Sie bitte eine Postkarte an das größte Teppichhaus der Welt. Abt. 34

Teppich-Kibek Elmshorn

ROSTFREIES ESSBESTECK

aus hochglanzpoliertem Qualitätsstahl. Eleganter Dekor und Formgebung. 24tlg. Garnitur in Menügröße = 6 Messer, 6 Gabeln, 6 Löffel und 6 Kaffeelöffel. Kompl. in Karton. Erstaunlich niedriger Preis.
S Nr. 9 Rostfr. Eßbesteck
1. Garnitur nur DM 17,50
2. Garnitur nur DM 32,00
+ 10% Steuer und Zoll.
Portofreie Lieferung. Volles Rückgaberecht innerhalb von 5 Tagen. Bestellen Sie heute.
AB. GUNNARS FABRIKER, NÄSSJÖ, POSTFACH 90, SCHWEDEN.

Technische Studien auch für Damen aussichtsreich

In Kürze sind Frauen im Ingenieurbüro ebenso gesucht wie ihre männl. Kollegen.

Das neue KOMBI-Studium

führt Sie schnell und sicher zum Ziel – ohne Abitur und mittlere Reife. Erfahrene Fachlehrer betreuen Sie individuell. Rationelles und zeitsparendes Lernen. Prüfungsvorbereitung im Repetitorium.

Welche Tür führt Sie zum Ziel?

K Kaufleute: Betriebswirt, Bilanzbuchhalter, Werbeleiter, Technischer Kaufmann, Kostenrechner, Wirtschafts-Ing.
T Techniker: Ingenieure im Maschinenbau, Elektrofach, Hoch- u. Tiefbau, Heizung u. Lüftung sowie Architektur.
G Gestalter: Graphischer Zeichner (Werbe-, Mode-, Schrift-, Pressezeichner), Innenarchitekt, Dekorateur.
L Literarisch-schöpferisch Tätige: Schriftsteller, Journalist. Für Alle: Sprachsicherheit (Deutsch f. Erwachsene).

Fordern Sie Druckschriften Ihres Wahlfaches mit taktischen Berufsregeln und Ratschlägen. Schreiben Sie noch heute!

Studiengemeinschaft
Abt. A 1 Darmstadt SGD
50 Jahre Lehrerfahrung

Mein Leben mit Arthur Miller

sehr hübsch, aber doch nicht alles.

Natürlich kann ich nicht voraussagen, ob ‚Nicht gesellschaftsfähig' ein Erfolg wird. Man weiß das ja bei einem Film nie. Ein Theaterstück ist nur ein Zweikampf. Ein Film ist ein Kampf mit einer ganzen Armee. Wenn man im Film niest, braucht man 25 Techniker dazu und weiß trotzdem nicht, was dabei herauskommt.

Ich kann auch nicht voraussagen, ob mein Privatleben noch ein Erfolg wird. Ich bin jetzt allein nach Connecticut gefahren, wo wir unser Landhaus haben. Das ist früher mal eine Farm gewesen, etwa 1783 erbaut. Herrlich, aber sehr verbaut. Nichts stimmt, nichts ist harmonisch gewachsen. Es gehören noch viele Wiesen dazu und eine Menge Wald und ein wunderschöner See.

Wir ließen das Gebäude vor kurzer Zeit nach gemeinsamen Plänen umbauen. Die Handwerker brauchten, wie üblich, viel länger als vorgesehen. Wir hatten uns vorgenommen, sofort einzuziehen, wenn der letzte Handwerker draußen ist.

Nun bin ich allein dort.

Vielleicht kommt jetzt eine Zeit, in der die Reporter mich nicht nur aus dem Grund sprechen wollen, um etwas über Marilyn zu hören. Wer weiß, vielleicht kommt einmal der Tag, an dem die Reporter die Menschen in meiner Umgebung fragen: ‚Was halten Sie von Arthur Miller?' Denn, glauben Sie mir, es ist nicht angenehm für einen Mann, der glaubt, daß er selber etwas leistet, wenn man ihn immer nur nach seiner Frau fragt.

Das ist zu Ende. Wir haben uns getrennt, freundschaftlich getrennt. An eine Versöhnung ist nicht zu denken. Es ist aus."

Es ist aus – und das Ende kam nicht überraschend wie der berühmte Blitz aus heiterem Himmel. Der Ehehimmel bewölkte sich vielmehr seit einiger Zeit bereits mehr und mehr; Donnergrollen kündigte das große Gewitter an.

Berufsmäßige Schicksalsdeuter und Amateurpsychologen können sich stolz in die Brust werfen und den so ungemein befriedigenden Satz sprechen: „Ich hab's ja gleich gewußt!" Zuerst, so argumentieren sie, ging die Ehe gut, weil Marilyn endlich in dem klugen und überlegenen Arthur Miller eine Art Vater gefunden hatte, den sie bewundern konnte und der ihr innere Sicherheit bot.

Dann, so schlußfolgern sie, ging die Ehe nicht gut, weil Miller durch Marilyn immer stärker in die ihm verhaßte Scheinwelt von Hollywood gezogen wurde. Marilyn forderte seine ganze Kraft, er hatte nicht mehr genügend Energie, sich von ihr zu befreien und echte eigene Arbeit zu leisten. Seit seiner Hochzeit mit Marilyn hat er kein einziges bedeutendes Theaterstück geschrieben. Er hat außer einigen Kurzgeschichten, Essays und dem Drehbuch zu „Nicht gesellschaftsfähig" so gut wie überhaupt nichts geschrieben.

Er begann, sich um Marilyns Karriere zu kümmern. Er suchte ihre Pressefotos aus, er kümmerte sich um ihre Garderobe, er erledigte Dinge, die ein Privatsekretär genauso erledigen konnte.

Und Marilyn verlor die kindliche Bewunderung für den großen, klugen Mann. Er war auch nur so wie alle anderen Männer.

Dann kam die erste Fehlgeburt, die zweite Fehlgeburt und die dritte Fehlgeburt, die ihr fast das Leben gekostet hätte. Dann kam ihre Idee, ein Kind zu adoptieren, und es kam das harte „Nein!" von Miller.

Dieses „Nein!" schwächte die Liebe zu Miller.

Marilyn suchte – sicher nur im Unterbewußtsein – nach einem neuen Mann, der ihr wieder die Sicherheit geben würde, die sie brauchte. Es mußte ein Mann sein, der ihr überlegen war, den sie bewundern konnte.

Der Mann kam. Er kam aus Paris, war Sänger und Schauspieler, seit elf Jahren mit Simone Signoret verheiratet, entdeckt und gefördert von Edith Piaf, und hieß Yves Montand.

Yves Montand wurde den Amerikanern vorgestellt, als er im Gilbert Miller-Theater am Broadway seine Ein-Mann-Schau vorführte und sensationellen Erfolg damit hatte. Bei der Premiere war Marilyn Monroe anwesend. Miller hatte keine Lust gehabt, mitzukommen.

Bei einer Party lernte Marilyn den charmanten Yves näher kennen. Sie war fasziniert. Sie arrangierte, daß Yves Montand und Simone Signoret in Hollywood Bungalow an Bungalow mit ihr und Miller wohnten. Sie arrangierte es, daß Spyros Skouras, der von Marilyn überzeugte Präsident der 20th Century Fox, ihm – dem in USA als Filmstar völlig Unbekannten – die männliche Hauptrolle in „Machen wir's in Liebe" gab. Es kamen die ersten Gerüchte von einem heftigen Flirt Marilyn–Yves auf. „Publicity", erklärte Miller lächelnd. „Kein Wort ist wahr."

Und Yves, der 39jährige ehemalige Hafenarbeiter, der für 100 000 Dollar eine Rolle übernommen hatte, die man vorher Stars wie Gregory Peck, Cary Grant und Rock Hudson angeboten hatte, war mehr als dankbar Marilyn gegenüber. Er muß ihr ein Erlebnis geschenkt haben, das ihr bisher noch nie geschenkt wurde: das Erlebnis echter Sinnlichkeit.

Was man in Amerika normalerweise unter Sex versteht, ist künstliche Erotik. Was man in Frankreich unter Sex versteht, ist natürliche Erotik.

Es gab Leute, die kramten den Skandal hervor, der entstand, als Ingrid Bergman dem erfahrenen Mann Roberto Rossellini verfiel, nachdem sie eine nicht gerade von Leidenschaft überschäumende Ehe mit dem Arzt Dr. Peter Lindström geführt hatte. Und man glaubte an eine ähnliche Entwicklung bei Marilyn.

Nach Beendigung der Dreharbeiten für „Machen wir's in Liebe" verabschiedete sich Marilyn auf dem Flugplatz Idlewild von Yves. Daran ist nichts Besonderes. Interessanter wurde es nur durch die Tatsache, daß Marilyn ohne Arthur Miller, dafür mit einigen Flaschen Sekt ankam. Und zwar drei Stunden vor Abflug des Flugzeuges nach Paris. Diese drei Stunden verbrachte sie vor dem Flughafen in ihrer Limousine – mit Yves und dem Sekt.

Bei den Dreharbeiten zu „Nicht gesellschaftsfähig" im Scheidungsparadies Reno (Nevada) schien alles vergessen zu sein. Doch plötzlich kamen Yves und Simone Signoret aus Paris nach Reno. Man traf sich zu viert am 28. August 1960 in dem Apartment des besten Hotels von Reno.

Nach dieser geheimnisvollen Privatkonferenz erlitt Marilyn einen Nervenzusammenbruch und wurde in ein Krankenhaus eingeliefert. Zwei Herren meldeten sich dort zum Besuch an: Yves Montand und ein Psychiater. Yves Montand wurde abgewiesen, der Psychiater gelangte an Marilyns Krankenbett. Dorthin kehrte er noch des öfteren zurück.

Als Marilyn wieder fähig war, die Filmarbeit fortzusetzen, hatte sich ihr Benehmen geändert. Sie schnitt Arthur Miller, sprach tagelang kein Wort mit ihm und ging ohne ihn in Nachtklubs. Als der Film fertig war, flog Marilyn in Begleitung ihrer Sekretärin, Miss Reese, nach New York zurück. Arthur Miller nahm ein anderes Flugzeug.

Das Ehepaar traf sich noch viermal in der New Yorker Stadtwohnung,

Trösterin Tina Louise, des Dauerflirtens müde, möchte den jetzt verlassenen Ehemann Arthur Miller heiraten

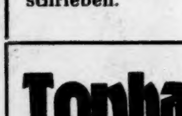
dem Luxus-Apartment in Manhattan, 444 East 57th Street. Dort wurde das Ende der Ehe beschlossen.

Die letzte Besprechung fand am Montag, dem 7. November 1960, statt. Fünf Tage darauf gab „ein offizieller Sprecher des Ehepaares" die Trennung bekannt.

Was nun?

Es lebt eine Frau in Amerika, die Aussichten hat, Mrs. Miller zu werden. Wiederum zu werden. Die erste Ehefrau des Dramatikers, Grace Slat-

Tonbandkoffer



aller Fabrikate - Garantie - Kundendienst - Fordern Sie Katalog Nr. 6C

Unser wertvoller Spezialkatalog mit vielen Tips und Hinweisen ist nur für ernsthafte Interessenten bestimmt. - Kinder erhalten keinen Katalog.

Elektro-NÖTHEL GmbH, Göttingen

F. Weiner · Oberpleis · S 23

Anspruchsvolle wählen

MONIDUR

Feine METALL-POLITUR

HAUSHALT
AUTO-MOTORRAD
UND VIELES ANDERE

Reinhold das Nashorn

Reinhold macht mit sehr viel Krach wieder mal ein Jährchen wach.

Schießen scheint im neuen Jahr reichlich unberechenbar.

Denn mit überspanntem Bogen wird man um den Spaß betrogen.

Und so mancher Überschwang wird zum bösen Bumerang.

tery. Ihr Kommentar zu diesem Gerücht: „Ich war zwölf Jahre mit Arthur verheiratet. Wir führten eine gute Ehe. Und er ist schließlich der Vater meiner Kinder . . ."

Es lebt eine Frau augenblicklich in Europa, die Aussichten haben möchte,

Tröster Claude Pascal, französischer Schlagersänger, übt sich vorläufig in der Betreuung von Simone Signoret

Mrs. Miller zu werden. Die rothaarige, 26jährige sexbetonte Filmschauspielerin Tina Louise.

Sie behauptet, sich keinen geeigneteren Ehemann als Miller denken zu können. Sie gehe gern in Museen und ins Theater, sie bewundere große Geister und unterhalte sich so gern mit gescheiten Menschen. Bei den olympischen Spielen in Rom unterhielt sie sich zum Beispiel mit dem Kehlkopfathleten Charly Kaufmann.

Und nun gurrt Tina: „Ja, ich würde so gern heiraten. Aber bisher hat mich noch niemand danach gefragt. Der ideale Mann für mich müßte wie Arthur Miller sein. Wenn es doch möglich wäre, daß er es wird . . .

Die Möglichkeit ist gering.

Da ist die Möglichkeit, daß nun auch die Ehe Montand–Signoret platzt, schon erheblich größer. Zwar sagte die zu neuem Ruhm erblühte Schauspielerin Simone Signoret: „Wenn Marilyn meinen Mann liebt, dann beweist sie einen guten Geschmack, denn ich liebe ihn auch." Doch hat sie trotz dieser Liebe den weniger guten Geschmack bewiesen, die Gesellschaft eines um viele Jahre jüngeren Herrn zu bevorzugen. Man sieht sie oft mit dem Schlagersänger Claude Pascal, einem 1,89 Meter großen, gutaussehenden Mann. Sie filmt übrigens gerade „Chéri", die Geschichte einer alternden Frau, die sich noch einmal verliebt, in einen viel jüngeren Filou.

Yves Montand kann mit keinem süßen Mädchen aufwarten, mit dem er in Paris die Öffentlichkeit schokkiert. Yves hat vielmehr vor, jetzt, nach Beendigung des Filmes „Lieben Sie Brahms . . .", in New York Marilyn wiederzusehen. Bisher haben sie nur täglich miteinander telefoniert.

Häusermakler haben unterdessen die Aufgabe übernommen, in Hollywood nach einem passenden Haus für Monsieur Montand Ausschau zu halten. „Madame Signoret wird nicht erwartet", wurde ihnen bedeutet.

Ehe die Trennung Monroe-Miller bekannt wurde, sagte Yves Montand: „Ich habe Marilyn mehr als gern. Ich habe sie sehr schätzen gelernt. Wenn sie frei gewesen wäre, und ich frei gewesen wäre, dann wäre es denkbar, daß ich sie fragen würde, meine Frau zu werden . . ."

Dieser Zustand allgemeinen Freiseins scheint bei den beteiligten Personen in naher Zukunft hergestellt zu sein. Auch in beruflicher Hinsicht ist Grund zur Fröhlichkeit vorhanden. Yves Montand erhielt nach der Premiere des Filmes „Nicht gesellschaftsfähig" begeisterte Kritiken und zahllose erstklassige Hollywood-Angebote. Allgemein ist man der Ansicht, daß er seine Partnerin Marilyn Monroe einfach an die Wand gespielt habe. Diesen kleinen Talentunterschied zwischen Marilyn und Yves gedenkt jedoch eine energische Dame auszugleichen, die seit einigen Jahren für die schauspielerischen Leistungen der Monroe verantwortlich zeichnet.

Nicht gesellschaftsfähig ist Marilyn Monroe in dem gleichnamigen Film, für den Miller das Drehbuch schrieb

Es ist Paula Strassberg, Frau von Lee Strassberg, dem Leiter des renommierten „Actor's Studio" in New York.

Paula Strassberg hat in mühseliger Arbeit jedes Wort geformt, das aus Marilyns Vollmund in Richtung Mikrophon gesprochen wurde.

Sie ist fast begeistert über das Ende der Ehe ihres Schützlings: „Die Scheidung wird auch ihr Gutes haben. Marilyn wird durch die bittere Erfahrung schauspielerisch zu ungeahntem Format heranreifen. Ich sehe für Marilyn ganz neue Möglichkeiten. Sie ist zwar ein großes Naturtalent, aber nur menschliche Sorgen und Kümmernisse können aus ihr eine Darstellerin von unsterblichem Format machen. Das unglückliche Erlebnis mit Arthur Miller könnte ihr dazu verhelfen."

Es bleibt abzuwarten, wie viele unglückliche Ehen, Nervenkrisen und weitere Schicksalsschläge Marilyn Monroe noch durchmachen muß, damit sie nach Wunsch von Paula Strassberg zu einer Schauspielerin „von unsterblichem Format" heranreift. Es wäre ihr eigentlich mehr Glück zu wünschen, selbst auf die Gefahr hin, daß aus ihr keine zweite Duse wird.

Es bleibt nur noch zu erfahren, wie sich Marilyn Monroe selbst die Zukunft vorstellt:

„Ich kann keinen Plan entwerfen. Das konnte ich noch nie. Mein Leben war nie fest organisiert und eingeteilt wie das Leben der meisten anderen Menschen. Die tun bestimmte Dinge zu bestimmter Zeit und haben alles im voraus geplant. Manchmal möchte ich auch so sein, möchte mein Leben geordnet haben.

Um das zu können, dürften wir Menschen nicht so kompliziert sein. Denn ich glaube, daß es zwei verschiedene Seiten im Menschen gibt. Jedenfalls ist das bei mir der Fall. Einerseits will der Mensch allein sein. Das ist alles so verwirrend. Ich fühle das so oft, ich fühle es schmerzlich . . .

Ich bin jetzt 34 und habe noch ein paar Jahre vor mir, hoffe ich. Ich habe also Zeit, daran zu arbeiten, besser und glücklicher zu werden, sowohl in meinem Berufs- als auch in meinem Privatleben. Das ist mein einziger Ehrgeiz. Ich will versuchen, dieses Ziel auf meine eigene Art und Weise zu erreichen. Es ist ein langer Weg, was nicht einmal bedeutet, daß es auch der sicherste Weg ist. Ich weiß es nicht. Aber es ist der einzige Weg, den ich kenne – und er gibt mir das Gefühl, daß es im Leben immer eine Hoffnung gibt . . ."

— ENDE —

Auch Sie können nach Herzenslust essen und trinken!

Magenpulver **Roha-Salz**

macht schwerverdauliche Speisen und Getränke bekömmlicher und verhütet Sodbrennen, Magendruck u. a. nervöse Magenbeschwerden. ROHA-SALZ schafft im Magen Wohlbehagen!

Erhältlich in Tabletten-, Pulver- und Kapselform. Preis DM -.95 bis DM 2.85

Frei von nervöser Herzunruhe und Kurzatmigkeit

Überhöhter Blutdruck ist oftmals die Folge einer beginnenden Arterienverkalkung. Er führt zu beklemmender Herzunruhe, Schwindelgefühl, Atemnot, Ohrensausen, Kopfdruck, Gemütsverstimmungen und Vergeßlichkeit. Vielleicht kennen Sie diese Beschwerden aus eigener Erfahrung. Dann folgen Sie dem Rat der Ärzte: Schonen Sie sich! Und tun Sie etwas wirklich Sinnvolles dagegen. Nehmen Sie Antisklerosin. Das Blutsalzgemisch, das diesem Präparat zugrunde liegt, entspricht den Mineralstoffmengen, die man im Blutserum des gefäßgesunden Menschen findet. Es bewirkt daher eine bessere Durchblutung der Gefäße, Kräftigung der Herztätigkeit, Senkung des Blutdrucks. Sie fühlen sich gleich wieder leistungsfähiger und ausdauernder. Sie haben weniger nervöse Herz- und Atembeschwerden und können auch nachts sofort besser schlafen.

Die Erfahrung der Wissenschaft:
Medizinische Monatsschrift 3/1953 (S. 173-175)
„In unserer Klinik wurden insgesamt 102 Patienten mit Antisklerosin behandelt. Die Patienten gaben an, daß sie ruhiger schlafen, daß die Konzentrations- und Merkfähigkeit gebessert ist. In der Mehrzahl der Fälle verschwanden die unangenehmen Erscheinungen wie Schwindel, Ohrensausen, Kopfschmerzen und schmerzhafte Durchblutungsstörungen bereits innerhalb von 2-5 Wochen."

Das rein biologische Antisklerosin hat Weltruf. Seit 50 Jahren wurde Antisklerosin von Millionen Menschen des In- und Auslandes gebraucht. Sie erhalten die Packung Antisklerosin für DM 2.80 in allen Apotheken.

ANTISKLEROSIN

Ein Natur-Heilmittel aus dem Medopharm-Arzneimittelwerk · München

10 Wochenraten
2 prächtige Buntkataloge mit 328 Seiten kostenlos und unverbindlich. Belieferung von Bestellergruppen

Schuhe
Kleidung
Wäsche
Lederwaren
Uhren
Haushaltgeräte
Bestecke
Polstermöbel

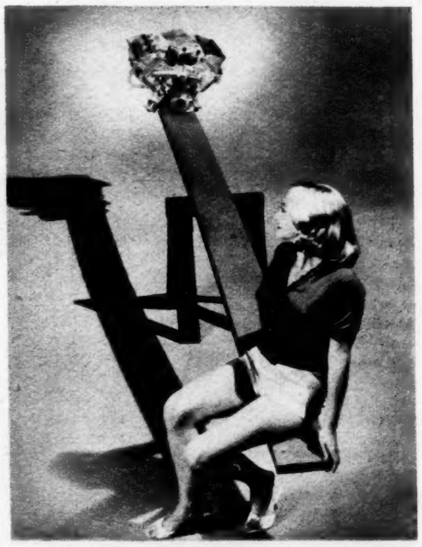
Baur – Echte Qualität
FRIEDRICH BAUR GMBH ABT. 14 z BURGKUNSTADT

stern motor

Goggo auf sportlichen Wegen: Für Versuchszwecke hat die Firma Glas (Goggomobil) drei Stück dieses 700-ccm-Sportwagens gebaut, der mit Ausnahme der Schnauze dem kleinen Goggo-Coupé ähnelt. Das Fahrgestell stammt jedoch vom „Isar". stern motor durfte probefahren: Der 50-PS-Motor (Boxer mit Doppelvergaser und Sportauspuff) schaffte spielend mehr als 150 km/st (bei 5850 U/min). Gut gefiel uns die Knüppelschaltung, die Getriebeabstufung (im 3. bis 130 km/st) und die Straßenlage. Über Produktionspläne schweigt sich Goggo aus. Selbst prominente Sportfahrer, die den Flitzer kaufen wollen, erhielten aus Bayern eine Absage.

Neue Modelle bei MG und Jaguar

Die alte englische Sportwagenfamilie MG soll in Kürze Zuwachs bekommen: einen neuen 1-Liter-Sportwagen mit moderner Karosserie. In Deutschland hätte ein MG in der Größe des Austin Healey Sprite sicher Chancen, denn es gibt nicht viele Modelle in dieser Klasse. Ein neuer „Jaguar" in Stromlinienform steht gleichfalls kurz vor der Vollendung. Er wurde bereits auf der Rennstrecke von Silverstone erprobt.



Mit einer Blondine auf der Schaukel wirbt eine amerikanische Autofirma für den „ersten V 8-Aluminium-Motor, der in den USA gebaut wird". Es ist die 155-PS-Maschine des Kompaktwagens „Buick-Special" von General Motors. In europäischen Automobilen sind Leichtmetallmotoren übrigens nicht so neu.

Richard von Frankenberg

Standlicht oder Abblendlicht?

Vor kurzem war ich in Wien. Dort wird über dieses Problem gar nicht diskutiert; über die Frage: Soll man abends in der Stadt mit Abblendlicht oder besser mit Standlicht fahren? In Österreich und übrigens auch in Holland, in Italien und anderen Ländern fährt man nur mit Standlicht durch die Stadt.

Ich habe Wiener Kraftfahrer gefragt, ob die Umstellung auf kleines Licht nicht schwierig gewesen sei. Sie schüttelten verständnislos den Kopf. Man fahre doch immer mit Standlicht, und jeder sei längst daran gewöhnt.

Sehen Sie – das ist es! Die Wiener finden das ganz normal. Bei uns dagegen fährt man bis jetzt überall mit Abblendlicht. Eine Umstellung wäre nicht so einfach. Es ist über eine Umstellung in letzter Zeit viel diskutiert worden. Die Befürworter des Standlichtfahrens sagen: Im Ausland hat es sich bewährt. Das kleine Licht blendet weder entgegenkommende Fahrer noch Fußgänger. Die lästigen Spiegeleffekte bei nassem Asphalt fallen weg. Und auch die vielen falsch eingestellten Scheinwerfer können – wenigstens in der Stadt – niemanden blenden.

Ich bin trotzdem dafür, das Fahren mit Abblendlicht in Deutschland beizubehalten. Wenigstens vorläufig noch.

Meine Argumente? Hier sind sie: Die Straßenbeleuchtung in den deutschen Großstädten ist bei weitem nicht so hell wie etwa in Wien. Zweitens: Wir müßten das Standlicht-Fahren erst gesetzlich vorschreiben. Denn wenn es nur bei einer Empfehlung bliebe, führen die einen so und die anderen so. Und wenn dann ein Wagen mit Standlicht vor einem Wagen mit Abblendlicht fährt, sieht man den weniger beleuchteten kaum noch.

Außerdem: Die Fußgänger bei uns nehmen ein Auto, das „nur mit Standlicht" fährt, gar nicht ernst. Ich habe es selber erlebt, wie wenig die Fußgänger meinen Wagen beachteten, wenn ich mal mit Standlicht fuhr. Ich glaube, sie dachten, mein Wagen stünde.

Geschäft ist Geschäft

Sicherheit – aber nicht für uns

Nachdem sich die englische Königsfamilie vor kurzem ihren gesamten Wagenpark mit Sicherheitsgurten ausstatten ließ, verhandelt jetzt der britische Verkehrsminister mit den Firmen der Autobranche über das Problem Anschnallgurte. Die englischen Automobilhersteller sollen von sich aus sämtliche Serienmodelle mit Einbauvorrichtungen für Sicherheitsgurte versehen. Andernfalls erwägen die Briten gesetzliche Vorschriften. Bei uns überlassen es der Verkehrsminister und die Autohersteller dem einzelnen Kraftfahrer, sich nachträglich – mit entsprechend höheren Kosten – Sicherheitsgurte einzubauen.

Besser langsam

Weil ein Kraftfahrer im Stadtgebiet mit einer Geschwindigkeit von 96 km/st gefahren war, verurteilte ihn das Amtsgericht Hamburg zu zwei Wochen Haft und Führerscheinentzug auf die Dauer von zehn Monaten.

William S. Schlamm: Zur Sache

William S. Schlamm vertritt in der Kolumne „Zur Sache" seine unabhängige Meinung. Der Stern stellt sie zur Diskussion, auch wenn sie sich nicht mit der Meinung der Redaktion deckt. Denn nur eine freie Aussprache hilft unsere Lage klären.

Jugendliche Naive

Nie hätte ich mir gedacht, daß ich noch vor dem Jahresende in politischen Zank mit Fräulein Romy Schneider geraten würde – aber Herr Fritz Kortner, ein alter Routinier in der Entzündung deutscher Theaterskandale, hat nun auch den zustande gebracht. Es handelt sich, um es kurz zu machen, um eine Gemeinschaftsproduktion von Kortner und Aristophanes, bei welcher mehrere deutsche Fernseh-Anstalten und der alte griechische Satiriker den kürzeren gezogen haben.

Im Auftrage des Norddeutschen Rundfunks unternahm es Herr Kortner, den wehrlosen Aristophanes zu „bearbeiten" (was ja, trotz der Wehrlosigkeit des seit fast 2400 Jahren toten Griechen, noch keinem deutschen Komödianten je geglückt ist). Was dabei herauskam, kostete (in den Worten der großzügigen Hamburger „Welt") „den durchaus normalen Preis von 532 582 Mark und acht Pfennig". Die acht Pfennig, nehme ich an, wurden für Herrn Kortners Manuskript gezahlt, das sich „Die Sendung der Lysistrata" nennt, während die 532 582 Mark für Fräulein Schneider und andere anmutige Schauspieler verbraucht wurden.

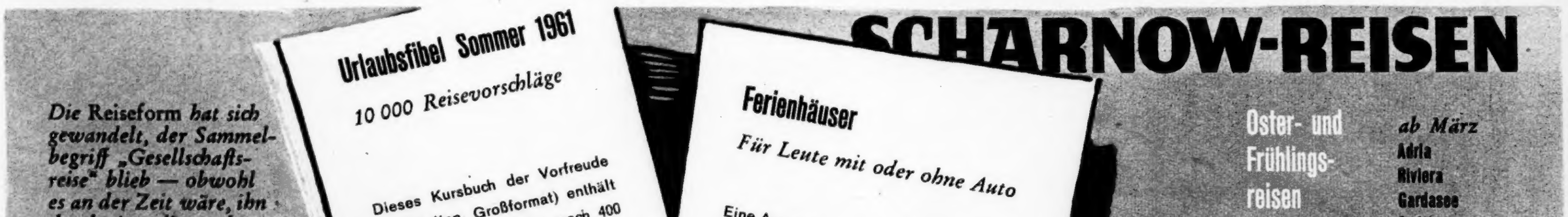
Nun hat aber Kortner (wiederum in den Worten der „Welt") „den klassischen Text mit einer modernen Handlung durchflochten, aus der eindeutig seine, Kortners, Abneigung gegen jegliche Beteiligung an der Produktion moderner Vernichtungswaffen hervorgeht". Gegen diese krankhafte Sucht deutscher „linker" Schauspieler, die Klassiker zu aktualisieren (das, was in einem berühmten Witz „Schiller verdeutschen" genannt wird), ist der arme Aristophanes durch kein Copyright mehr geschützt. Aber wenigstens konnten der Westdeutsche, der Bayrische, der Süddeutsche Rundfunk und der Südwestfunk ihren Geschmackssinn geltend machen und die Ansicht ausdrücken, daß sie ihren Aristophanes ohne Kortner-Sauce vorziehen. (Der Norddeutsche und der Hessische Rundfunk sowie die Sender Bremen und Freies Berlin schätzen „Lysistrata" à la Kortner, also mit einem Schuß von anti-atomarem Parfüm.) Daraufhin fühlte sich die „nichtkonformistische" deutsche Intelligenz ins Mark getroffen; und Fräulein Romy Schneider, die gestern noch eine jugendliche Naive war, wurde geradezu satirisch: „Gibt's denn das?" flötete sie mit der Schärfe eines Aristophanes, „zu anti-militaristisch? Kann man denn überhaupt zu anti-militaristisch sein?"

Da hat Fräulein Schneider aber ja den Aristophanes auf den Kopf getroffen! Die Sender, denen die Kortnersche „Verdeutschung" der „Lysistrata" nicht gefällt, sind so wenig militaristisch, daß sie sich von einem verbitterten Komödianten, bloß weil er einen Regievertrag hat, keine Geschmacklosigkeit vorschreiben lassen. Einen Anspruch darauf, seine „Abneigung gegen jegliche Beteiligung an der Produktion moderner Vernichtungswaffen" von allen deutschen Fernsehanstalten verbreiten zu lassen, hat Herr Kortner ebensowenig, wie ich einen Anspruch darauf habe, meine Ansichten über seine dem Aristophanes angehängten Späßchen auf allen deutschen Fernsehscheibchen vorzubringen. In beiden Fällen ist es ganz und gar Sache der jeweiligen Intendanten, ob sie ihre Anstalt einer privaten Meinung zur Verfügung stellen wollen. Das aber hat weder Fräulein Romy Schneider noch die „Welt" noch überhaupt die „nichtkonformistische" deutsche Presse begriffen. Fräulein Schneider und die anderen jugendlichen Naiven beschweren sich im Gegenteil, daß wesentliche Staatsbürgerrechte „wieder einmal" durch Zensurfrechheiten verletzt worden seien.

Dieses Mißverständnis ist besonders komisch, da es sich ja um die Bearbeitung von „Lysistrata" handelt, also einer Komödie, deren Inhalt der Ehestreik von Frauen gegen die Kriegsgelüste ihrer Männer ist. Wie können Leute, die zur Durchsetzung politischer Ansichten die Verweigerung so wesentlicher privater Rechte empfehlen, Rundfunkintendanten das Recht verweigern, in Vertretung ihrer politischen Ansichten eine Affäre mit Herrn Kortner abzulehnen? Am Liebesstreik der Frauen gemessen ist die Absetzung der Kortnerschen „Lysistrata" wahrhaftig eine humane und geradezu harmlose Vernichtungswaffe.

Der wahre Skandal scheint mir darin zu liegen, was die „Welt" „den durchaus normalen Preis von 532 582 Mark und acht Pfennig" nennt. Für sechzig Minuten Fernseh-Unterhaltung! Das ist dreimal der protzenhafte Preis einer Unterhaltungs-Stunde im amerikanischen Fernsehen – oder, um den Skandal dem Herausgeber der „Welt" ganz begreiflich zu machen, das Jahresgehalt von etwa dreißig „Welt"-Redakteuren. Fräulein Schneiders unvergeßlicher Film-Bräutigam, mein ehemaliger Kaiser Franz Joseph, pflegte in solchen Fällen charmant zu sagen: „Aa net teuer, aa net teuer!" – aber seit jenen Tagen hat sich nicht nur Fräulein Schneider geändert. Nicht einmal was Herr Kortner vom Schauspielergewerbe versteht (und davon versteht er wirklich etwas), ist eine halbe Million pro Plauderstunde wert – ganz gewiß nicht seine Ansichten über atomare Bewaffnung! Wenn die Redakteure der „Welt" das nächste Mal über ihre Gehälter mit Herrn Axel Springer verhandeln, sollten sie ihn daran erinnern, daß seine „Welt" 532 582 Mark und acht Pfennig für einen „durchaus normalen Preis" einer Stunde mäßiger Unterhaltung erklärt hat – einer Leistung also, die an Amüsement doch nicht unbedingt die Jahresleistung von dreißig Redakteuren der „Welt" überragt.

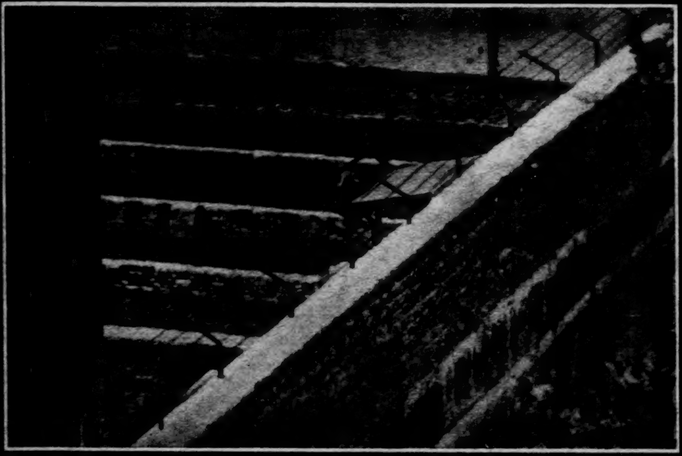
„Oder soll ein Mann wie Kortner mit seiner Meinung nicht zu Wort kommen?" fragt die „Welt" im rührend naiven Stil des Fräulein Schneider. Er soll unbedingt! Aber nur dort, wo man ihn anhören will – also nicht unbedingt vor einem mehr oder minder eingefangenen Massen-Publikum; und ganz bestimmt nicht für das sündhaft viele Geld von Leuten, die nicht seiner Meinung sind. Und die deutsche „nichtkonformistische" Presse sollte doch endlich begreifen, daß Meinungsfreiheit nicht die Verpflichtung der deutschen Nation einschließt, sich ihr mit Haut und Haaren auszuliefern.



Eva Müthel
schrieb auf, was ihr
Hermann Flade,
der ehemalige Oberschüler
aus Olbernhau,
nach zehn Jahren Kerker
erzählte

Die anderen durften jung sein

Das Verbrechen an Hermann Flade



Die Zellen der politischen Häftlinge im Zuchthaus Waldheim

Als der ehemalige Olbernhauer Primaner Hermann Josef Flade in der Nacht zum 10. Dezember die Zonengrenze bei Hof überschritt, bildete sein Name wieder, wie vor zehn Jahren, die Schlagzeilen der westdeutschen Presse. Damals sollte der Achtzehnjährige seine Auflehnung gegen die kommunistische Unfreiheit mit dem Tode büßen. Und uns allen stockte der Atem, als wir erfuhren, was der zornige junge Mann seinen Richtern ins Gesicht geschrien hatte: „Die Welt wird meinen Tod rächen!" Die Emporung der freien Welt bewirkte, daß die Pankower Henker nicht wagten, Hermann Flade hinzurichten. Nun, da eine Amnestie ihm nach zehn Jahren die Freiheit zurückgab, stand der Achtundzwanzigjährige fassungslos vor Glück seinen Eltern gegenüber. „Ich will keinen Rummel, ich bin gar kein Held", waren seine Worte, als er sich nach seiner Ankunft den Reportern des Rundfunks und der Groschenblätter entzog. Der Stern sorgte dafür, daß die Familie Flade das Wiedersehen in aller Stille feiern konnte. „Flade von Jllustriertenreportern entführt", beklagten sich die Tageszeitungen. „Ein Opfer der Sensationsgier", zeterte der Westdeutsche Rundfunk. Aber die Wahrheit ist anders: Wenn Sie die nächste Seite umblättern, beginnt kein flüchtiger Zeitungsbericht. Eva Müthel, durch deren Mund Hermann Flade seine Geschichte erzählt, wurde 1948 als Studentin in Jena verhaftet. Sechs Jahre saß sie in Konzentrationslagern und Zuchthäusern. Ihr Roman „Für dich blüht kein Baum" hat ungezählte Leser tief ergriffen.

Nach
steht
an de
seine

art",
„Ein
est-
t ist
um-
ngs-
Her-
urde
echs
und
kein
ffen.

Nach zehn Jahren Haft
steht Hermann Flade
an der Zonengrenze bei Hof
seinen Eltern gegenüber

1,80
2,95
5,40
8,50

Frucht's
SCHÖNHEITS
WASSER
APHRODITE

DAS GESICHTSWASSER,
DAS WIRKLICH
DIE HAUT VERSCHÖNT

Frau Elisabeth Frucht
HANNOVER · ABT. A16

FORDERN SIE PROBEN UND PROSPEKTE AN

Alle Musik-Instrumente
Die weltberühmte HOHNER
Verlangen Sie bitte neuen großen, vielfarbigen Gratis-Katalog · 300 Abbildungen
12 Monatsraten
Tausende Anerkennungen
LINDBERG
Größter HOHNER-Versand Deutschlands Abt. E 3
München 15, Sonnenstr. 15

Was selbst erfahrene moderne Menschen nicht wissen. 304 Seiten.
„Mach mich glücklich"
Viele Fotos und Zeichnungen. Dieses Werk gibt Auskunft, wie man glücklich wird und glücklich macht. Was Sie in so vielen Büchern mit sensationellen Titeln vergeblich suchten, bringt diese praktische Lebenshilfe ausführlich in Wort und Bild. Intime Fragen und Antworten, über die man sonst nicht spricht. Ein modernes Aufklärungswerk, das nicht enttäuscht.
Versand gegen Nachnahme, nur DM 12,80 + Versandkosten.
ISIS-Buchversand, Abteilung ST 5, HAMBURG 20

Elegante Ledermoden
für SIE und IHN · 133 meisterhafte Jacken- u. Mantelmodelle aus la Nappa- u. Wildleder · bietet Deutschlands größtes Versandhaus für modische Lederkleidung. 46 Modefarben. Erstaunlich kleine Preise. Langfristige Teilzahlung. Also noch heute den neuen kostenlosen
Roland
Bildkatalog anfordern!
Roland-Versand Abt. H 33
Bremen · Am Dobben 14/16

Die anderen durften jung sein

Er ist da, Sie können ihn in einer halben Stunde sprechen." Ich lege den Telefonhörer auf. Im Hotelzimmer ist es schon dämmrig, aber ich lasse das Licht aus.

Der Mann, den ich erwarte, kommt aus dem Zuchthaus. Man hat ihn, als er ein Junge von achtzehn Jahren war, zum Tode verurteilt, begnadigt und jetzt, nach zehn Jahren Haft, endlich in die Freiheit entlassen.

Sein Name ist in den letzten Tagen unzählige Male genannt worden: Hermann Flade.

Ich stelle mir vor, wie er nun vier Stockwerke unter mir in die Hotelhalle tritt, diskret geleitet von den Herren, die ihn hierhergebracht haben. Bei ihm sind seine Mutter und sein Vater. Vielleicht trägt er einen Koffer. Unsinn, den hat ihm natürlich längst ein Boy abgenommen.

rufe an und frage, wie weit er sei. Als mir ausgerichtet wird, daß er in der Badewanne sitzt und um eine Flasche Sekt gebeten hat, wird mir fast übel.

Endlich ist es soweit.

Ich muß um das Bett herumgehen, um ihn zu begrüßen. Es sind zu viel Menschen in dem nicht sehr großen Zimmer. Ich habe mir vorher genau überlegt, was ich sagen werde. Was von Glückwunsch und so. Aber ich fange zu früh an. Ich kann seine Hand nicht rasch genug erreichen. Er ist zurückgewichen, als ich eintrat. Als wollte er Meldung machen: Zelle 78, belegt mit vier Strafgefangenen – oder Zimmer 312, bestanden mit einem Helden und vier Hilflosen. Seine Mutter, sein Vater, ein Fotograf und ich. Wir stehen um ihn herum.

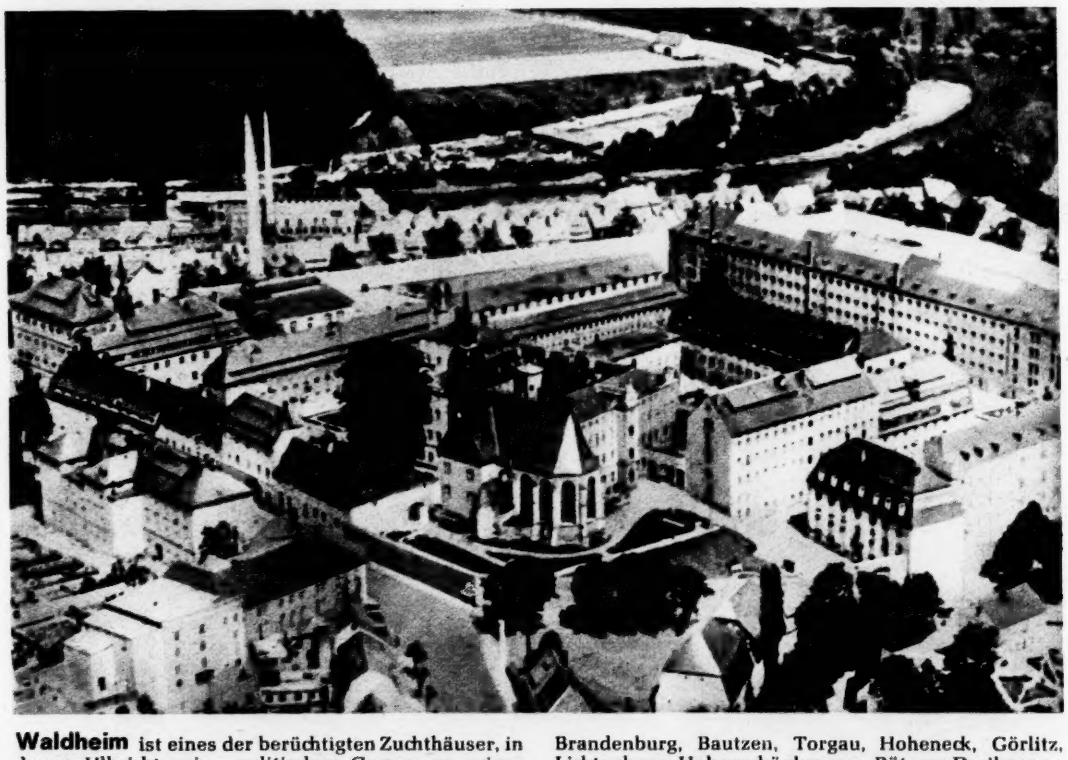
Er ist nicht groß, das Gesicht intelligent, hohe Stirn, widerspenstiges dunkles Haar. Ein paar rote Flecken auf der blassen Haut, am Hals. Sekt, denke ich. Alles Leben kommt aus den unruhigen Augen. Sie wechseln von Sekunde zu Sekunde den Ausdruck: abwartend, zupackend, mißtrauisch, verlegen, abwesend. Brennen immer, auch wenn er auflacht. Haben etwas vom Fanatismus der Eiferer und von den Träumen der Stillen. Die Mutter auf dem Bettrand, Hände im Schoß, freundlich und ratlos von einem zum anderen blickend, glücklich und nicht ganz begreifend, mahnt ihn, daß er den sperrig-offenen Koffer beiseite

fand, entdeckte er, daß es vier davon gibt, jeden für eine andere Lampe. Telefon und Radio – gut: In einem vornehmen Hotel hat er damit gerechnet –, aber Handtücher über der Stange im Bad, gleich drei, eins gar kein richtiges Handtuch, sondern so eine Art Umhang, man kann darin umherlaufen wie in einem Morgenmantel, das ist schwer zu fassen. Er sagt, daß er in die Politik gehen wolle, am besten in die Außenpolitik. Er fragt nach Schreibpapier. Ich zeige auf die Hotelmappe. Er nimmt die verschieden großen Umschläge in die Hand, die Bogen, alle mit Kopf, sogar das Durchschlagpapier. Er findet das phantastisch.

Später fahren wir durch die Stadt. Es ist ihm selbstverständlich, in einem Mercedes zu sitzen; vielleicht nicht deshalb, weil es ihm, dem prominenten Entlassenen zustünde, sondern weil es in seinen Augen zu den Menschen paßt, die ihn in das feine Hotel gebracht haben, nach seinen Wünschen fragen und ihm die neuesten Nachrichten über einen Flade vorlegen, der sich in drei Städten zugleich aufhält. Worüber er sich diebisch freut.

Lichtreklamen, Autos, Weihnachtsschmuck. Ich erwarte, daß er etwas darüber sagt. Er sagt:

„Wissen Sie, was mich am meisten empört hat? Daß ich die Kosten für die Vollstreckung meines Todesurteils selber tragen sollte."



Waldheim ist eines der berüchtigten Zuchthäuser, in denen Ulbricht seine politischen Gegner zu seiner Auffassung von Sozialismus bekehren will. Insgesamt zehntausend politische Häftlinge sind außerdem in Brandenburg, Bautzen, Torgau, Hoheneck, Görlitz, Lichtenberg, Hohenschönhausen, Bützow-Dreibergen, Kottbus und vielen anderen Strafanstalten untergebracht. Sie werden wie Kriminelle behandelt

Keiner weiß, wer diese drei Menschen sind. Weder der Empfangschef noch die Boys noch der Barkeeper in der Ecke der Halle. Für sie sind es Gäste wie alle andern auch.

Irgendwo in der Lautlosigkeit dieses Bienenstockes nimmt ihn ein Zimmer auf. Er sitzt, liegt, läuft umher, zieht die Schuhe aus, denkt, wartet (worauf?), bedankt sich, denkt: Ihr Affen, was wißt ihr denn schon. Und bedankt sich noch einmal. Ich fühle plötzlich, daß das nicht gutgehen kann: Noch keine achtundvierzig Stunden, seit er in Hof an der Zonengrenze aus dem Zug stieg, noch keine vierzehn Tage, daß das Tor des Zuchthauses hinter ihm zufiel. Die kurze Zeit bei seinen Verwandten drüben in Flöha. Die Ausreise, der Grenzübertritt. Eine endlose Autofahrt im Schneesturm bis hierher nach Hamburg. Und jetzt dieses Hotel mit seiner fürchterlichen Lautlosigkeit.

Immer noch muß ich warten. Ich

räumt, damit Platz wird. Der Koffer ist das einzige, was in meiner Vorstellung gestimmt hat. Der Vater, emsig, beflissen, hält sich abseits, als sei er nur Handlanger des Familienglücks. Schleppt Stühle herbei. Ehe Flade den Koffer schließt, erwische ich einen Teil des Inhalts: dicke, alte Bücher. Er ist meinem Blick gefolgt, er reagiert rasch.

„Ich will sofort arbeiten, ich habe keine Zeit mehr zu verlieren. Mathematik, Wörterbücher: Englisch, Russisch, Latein."

Mir fällt ein, daß er in der Haft eine lateinische Grammatik auswendig gelernt haben soll. Ich traue ihm plötzlich zu, daß er auch Wörterbücher auswendig lernt, von A bis Z.

Er beteuert, daß er sich schon zurechtgefunden habe. Die Freiheit bedeute keine Überraschung für ihn. Noch vor einer halben Stunde hat er vergebens den Lichtschalter in seinem Zimmer gesucht. Ehe er ihn

Aus. Aber ich bin hartnäckig. Ich mache ihn auf die Kaskaden von Glühlampen quer über der Straße aufmerksam. Er fragt, ob die das ganze Jahr dort hingen.

„Nein, nur zu Weihnachten."

„Klar, wird ja auch zu teuer, und dann der Wind hier, würden ja runterfallen."

Flade hat noch nie Coca Cola getrunken. Als er das Glas an die Lippen setzt, runzelt er die Stirn. Nicht, weil es ihm nicht schmeckte. Er ist bereit dazu, es gut zu finden. Nur prüft er lange. Bei allem, was er anschaut, betastet, hört prägt sein Gesicht gesammelter Ernst. Wir sitzen in einem Tanzlokal vorwiegend junge Leute. Was die tanzen? Boogie, gemäßigten Boogie, weil es an Platz fehlt. Flade studiert. Er ist nicht sonderlich beeindruckt. Das Erlebnis des Abends liegt hinter ihm. Er hat in einem Jazzlokal einem Farbigen die Hand gegeben. Es war das erstemal

in seinem Leben, genauer gesagt: Er hat bisher noch niemals einen dunkelhäutigen Menschen gesehen. Während er den Whisky probiert – nicht anders als die Coca Cola jetzt, bemüht er sich zu begreifen, was Jazz sei. Er starrt dem Drummer auf die nervösen Hände, plötzlich hört er nicht mehr zu. Er denkt an etwas, bestimmt nicht an die Musik. Flade blickt auf die Tanzenden und erzählt etwas aus einem Buch von Scholochow.

„Gar keine Nahkampfdiele", sagt er dann. „Ich habe mir das schlimmer vorgestellt."

Als wir aufstehen, rückt er rasch den Stuhl beiseite, der mir im Wege steht. Als wir einmal allein sind, fragt er mich, ob es nicht ein Lehrbuch für gesellschaftliche Umgangsformen gäbe.

„Ich bin doch kein Wilder", sagt er.

Mit sechs Flugblättern fing es an

Auf der Reeperbahn, ein Spielsaal. Flade sitzt in der Testkabine für Autofahrer, betätigt Gashebel und Bremse, die Augen brennend auf den Bildschirm vor sich gerichtet. Plötzlich ist alles von ihm abgefallen. Publizität, aufgezwungenes Heldentum, Legende, worin er sonst umherläuft wie in einem viel zu weiten Mantel, er ist ein Junge, der spielt, mit dem Ernst und der Abenteuerlust jener Jahre vor dem Todesurteil. Der Anzeiger sagt: Sie werden ein guter Autofahrer.

Er freut sich darüber. Er ist darin nicht anders als die meisten.

Nein, er ist überhaupt nicht anders.

Er steigt aus, schlenkert mit den Armen, sein Gesicht strahlt, er rückt den Hut ein Stück weiter in den Nakken, ein unbeschreibliches Gebilde von Hut, der ihn in den Augen umherstehender, Kaugummi mahlender Halbwüchsiger verdächtig macht. So wie sein graublaues Jackett, das grüne Hemd und die schlecht gebundene Krawatte, alles aus der HO.

Manche der Nietenhosenträger scheinen sich was zu denken, etwas zwischen Herablassung und spöttischem Mitleid, etwa: komischer Vogel, tiefste Provinz. Sie erkennen ihn nicht, obgleich alle Tageszeitungen sein Bild gebracht haben.

Sie schleppten ihn zehn Jahre lang von Zuchthaus zu Zuchthaus, sie stahlen ihm die Zeit einer normalen Reife, jetzt ist er da – ganz, wie er sagt. Er kauft „THE NEW YORK TIMES", schießt auf Spielbären, fast alles Treffer, er hat nie schießen gelernt, trinkt Coca Cola, lernt Vokabeln, Unruhe geht von ihm aus, die Unruhe eines Menschen, der unter Zeitnot leidet. Der keinen Tag länger vom wirklichen Leben getrennt sein möchte. Und wenn er sitzt und spricht und plötzlich aufspringt und, eine Entschuldigung murmelnd, ein paar Rumpfbeugen macht; und wenn er nachdenkt und den abwesenden Zug bekommt; und wenn er geht und man Angst hat, daß er überall gegenstößt: Dann ist er beides – hier und nicht hier; der enthusiastische Oberschüler von damals und der politisch Denkende von heute, der Held, zu dem man ihn gemacht hat, und der einfache, nette, unternehmungslustige Junge, der wie tausend andere studiert, geheiratet, gearbeitet hätte, wenn er nicht in Olbernhau, sondern in Düsseldorf aufgewachsen wäre.

Er sagt:

„Ich kam schon mit vier Jahren nach Olbernhau im Erzgebirge. Wir wohnten in der Töpfergasse, eigentlich keine Gasse, sondern eine Straße, die wurde nur hinten enger. Es war die Wohnung meiner Großmutter: Wohnküche, gute Stube, die gleichzeitig Kontor war, dahinter das Schlafzimmer meiner Eltern. Ich schlief im Zimmer meiner Großmutter. Dann gab es noch eine kleine Stube. Meine Großmutter hatte früher darin gekocht, jetzt schlief sie nur manchmal nachmittags da.

Meine Großmutter kaufte Spiel- und Holzwaren aller Art en gros und verkaufte sie an Großhändler weiter, ich fand immer, das war ein unnützer Zwischenhandel.

Ich hatte in Deutsch eine Eins, in Mathematik und Englisch Zweien. Die Zwei in Englisch war nicht ganz berechtigt. Von Russisch war ich nicht begeistert. Ich hatte da ein Vorurteil. Aber inzwischen habe ich es abgelegt. Musik war Schreckensfach, ich konnte überhaupt nicht singen.

Am liebsten spielte ich Schach. Schon mit zehn Jahren hatte ich angefangen. Ich verstand auch was von Theorie. Später war ich Kassierer im Schachklub. Als sie mich verhafteten, hatte ich die Beitragsgelder bei mir. Es sah wie eine Unterschlagung aus. Ich hörte manchmal den RIAS, aber nicht oft, unser Apparat war nicht in Ordnung. Das war auch nicht der Grund. Sie fingen an, uns in der Oberschule politisch zu beeinflussen. Ich verstand nicht viel von Politik, aber ich wollte nicht mitmachen. Ich dachte manchmal an die Nazis, wie's denen gegangen war, und ich wollte mir später keine Vorwürfe machen lassen.

Da habe ich also angefangen. Zuerst mit sechs Flugblättern, die ich mit einem Kinderstempelkasten gedruckt habe. Aber die Typen waren sehr klein, und später nahm ich einen anderen, aus dem Geschäft meiner Großmutter. Die Blätter richteten sich gegen die Oder-Neiße-Grenze. Ich habe sie zusammengeheftet und mit der Post an Bekannte geschickt. Ohne Porto. Als Absender stand darauf: AUFKLÄRUNGSBLATT DER JUNGEN PIONIERE.

Einen Brief schickte ich auch an die Eltern meines Mädchens. Ja, ich hatte eine Freundin, eine Jugendliebe, ich weiß nicht, wie man dazu sagt. Ich ging oft mit ihr spazieren. Sie war nicht hübsch, dazu war ihr Gesicht zu unregelmäßig, aber sie hatte so einen Ausdruck, so von innen. Sie hat drei Jahre zu mir gehalten, dann war Schluß. Ist ja klar, ich kann das ja verstehen. Sie wollte nicht solange warten. Also: Ich schickte das eine Flugblatt dahin, um zu kontrollieren, ob die Sachen ankamen. Nichts kam an. Aber ich habe weitergemacht. Da kam dann die Wahl für die erste Volkskammer, im Oktober 1950 ..."

Innerer Zwang zur Rebellion

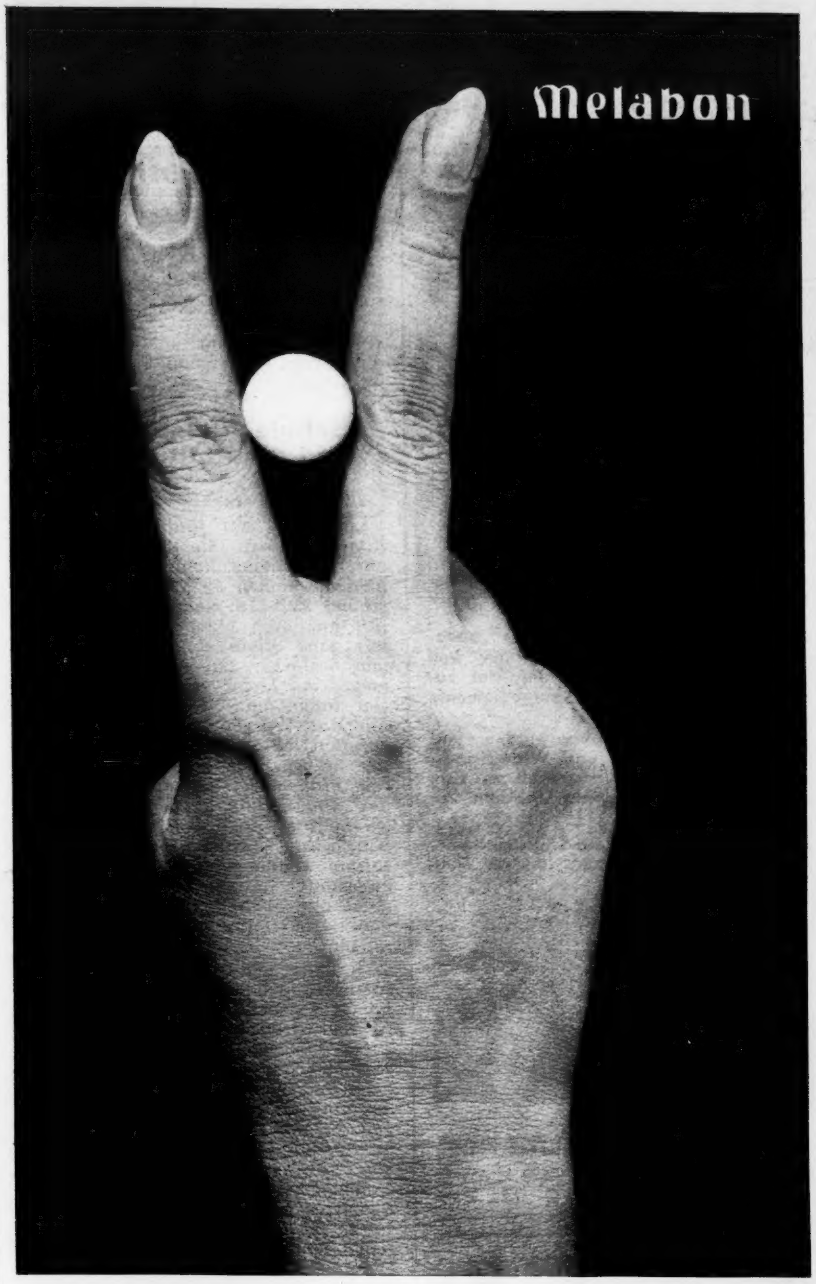
Flade ist streng katholisch erzogen worden. Er hatte eine enge Beziehung zu seinem Pfarrer, er diskutierte mit ihm. Und er nahm Religionsunterricht, weil es in der Oberschule keinen gab. Flade sagt, das habe keinen wesentlichen Einfluß auf seinen Entschluß gehabt, Flugblätter gegen das Regime zu verteilen. Aber er weiß das wohl selber nicht so genau. Regelmäßig ging er zur Messe, zur Beichte. Er hat keinen in sein Geheimnis eingeweiht. Daß seine Eltern später etwas merkten, konnte nicht ausbleiben, dazu war die Wohnung zu klein. Auch seinem Mädchen hat er sich nicht anvertraut. Als er eines Abends mit ihr spazierengeht, macht er sie auf ein Flugblatt aufmerksam, das er am Nachmittag an einen Baum auf dem Dr. Külz-Platz geheftet hat. Abend, ruhige Gegend, wenige Wohnhäuser, eine Grundschule, Schrebergärten. Linden umstehen den Platz, in der Mitte Kastanien. Vor den beiden geht ein Liebespaar. Flade hat den Drang, von der Sache zu sprechen, indirekt, um die Reaktion des Mädchens festzustellen.

„Was meinst du, ob die das gewesen sind?"

Das Mädchen liest und zuckt die Schultern: „Und wenn schon, da ist doch nichts dabei."

Flade hat sich nie ausgemalt, was geschehen könnte, wenn seine Tätigkeit entdeckt würde. Er glaubte, ihm könne nichts passieren. Er war ganz allein, und die Existenz irgendwelcher illegaler Gruppen in der Zone oder bestimmter Organisationen in Westberlin war ihm unbekannt; von der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit hat er das erstemal in der Haft gehört, vom Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen oder dem Ost-Büro der SPD hat er heute noch keine klaren Vorstellungen. Es war etwas in ihm, das ihn zur Rebellion zwang, ohne Rücksicht auf die Warnungen seiner Eltern. Er liebt seine Mutter sehr. Er spricht zärtlich von ihr. Manchmal, im jugendlichen Unge-

→



Besieg den Schmerz! Entscheidende Erkenntnis in der Schmerzbekämpfung: Packen Sie den Schmerz gleich im Anfang entschlossen und tatkräftig an der Wurzel, denn Schmerzen kosten Lebenskraft. Nehmen Sie sofort Melabon, und gehen Sie befreit und entlastet Ihrer Tätigkeit nach. Die Melabon-Oblate enthält ihre Wirkstoffe ungepreßt, daher besonders rasche Resorption. Gleichzeitig wirkt Melabon doppelt: auf Schmerzzentrum und Schmerzherd. Erleben Sie den Melabon-Effekt: Ein Schluck – ein Rutsch! – und rasch verklingend wie ein Ton schwindet Schmerz durch Melabon!

Nach den Festtagen ...

klagen viele Menschen über Verdauungsstörungen, die oft eine Folge der Feiertagsruhe mit fehlender Bewegung und allzu üppiger Mahlzeiten sind. Täglich einmal ... das ist das mindeste! Dazu verhilft DARMOL auf ganz milde Weise. DARMOL regt die Darmbewegung an, fördert die natürliche Schleimbildung im Darm, erweicht den Darminhalt und sorgt für müheloses Abführen.

Die kleinen DARMOL-Täfelchen sind wohlschmeckend und nicht ohne Grund aus Schokolade; denn durch die Schokolade werden die Wirkstoffe gleichmäßig über den Darm verteilt. DARMOL ist selbst für Kinder unschädlich.

Nimm DARMOL

Wirksam auf milde Weise

Du fühlst Dich wohl

DA 2/61

Ist der Mensch überfordert?

Viele Menschen leiden unter Erschöpfungszuständen, weil ihre Leistungsenergie jahrelang überfordert wurde.
Diesem bedrückenden Zustand läßt sich mit dem von Prof. Klages entwickelten Präparat „Nero-Stäbchen" oft begegnen. **„Nero-Stäbchen"** aktivieren die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft durch Zufuhr der neuen Multivitamin-Eisen-Kombination.
Auf Grund neuester Forschungsergebnisse konnte die Zusammensetzung des Präparates noch verbessert werden.
Ein entscheidender Vorzug der „Nero-Stäbchen" ist ihr Gehalt an Rutin, weil dadurch die volle Verwertung der zugeführten Vitamine und Spurenelemente ermöglicht wird.
Um Erschöpfung zu überwinden und neue Lebensenergien und Widerstandskräfte zu gewinnen, empfiehlt es sich, zweimal täglich ein **„Nero-Stäbchen"** zu nehmen.
Jede Apotheke hat „Nero-Stäbchen" vorrätig. Packung mit 60 Stück DM 6,70.

Nero-Stäbchen

Fortana

bietet:
Eine neue Preis-Sensation!
Das hier abgebildete Wohnzimmer, **sechsteilig**, stilvoll kombiniert, mit Bezügen auf Klappcouch und Cocktailsesseln, die auch verwöhnten Ansprüchen gerecht werden für DM **748,-**
Der große Möbel-Foto-Katalog mit vielen gleichgünstigen Angeboten in Wohnzimmern, Schlafzimmern, Küchen und Polstermöbeln sagt Ihnen mehr über unsere Leistungsfähigkeit.
„Fortana" Möbel G.m.b.H.
Abt. 206, Herford/Westfalen, Jungfernstraße 4–6
Schreiben Sie uns bitte auf einer Postkarte:
„Erbitte MÖBEL-FOTO-KATALOG"

Dir zum Lohne trink Darbohne!

Darbohne MOCCA

aus dem Hause J. J. Darboven in Hamburg

Die anderen durften jung sein

stüm, fährt er ihr über den Mund, unterbricht sie. Er meint dann, sie sei unsachlich.

Schule, kleine Mädchen und die Politik

Die Mutter erzählt:

„Ich habe mit fünf Jahren meine Eltern verloren. Sie steckten mich in ein Waisenhaus, kein schlimmes, wie man das immer so hört. Es war eine schöne Zeit. Ich sehnte mich eigentlich nur nach einem Menschen, der mir ganz allein gehörte. Der Mann war Schlosser, und es war mir nicht wegen der Liebe, ich wollte ein Kind. Der Junge kam in der Universitätsklinik in Würzburg auf die Welt. Da konnten ledige Mütter vorher arbeiten. Ich war sehr glücklich. Die anderen Frauen setzten mir immer zu, das Kind müßte einen Vater haben. Ich heiratete dann 1936. Meinen Mann habe ich in Kissingen in einem Sanatorium kennengelernt, ich war dort angestellt, er war aus Olbernhau, Angestellter beim Arbeitsamt, er adoptierte Hermann, und wir zogen dorthin.

Hermann war ein liebes Kind, sehr zärtlich und anhänglich. Aber er hatte immer so was Waghalsiges an sich. Ich war streng mit ihm, um ihm den Trotz auszutreiben. Als er seinen eigenen Willen kriegte, bekam er dann und wann eine Backpfeife. Aber das ging nicht lange so. Er hat nachgedacht, und dann kam er zu mir und wollte der Sache auf den Grund gehen – ich meine: weshalb ich ihn geschlagen hatte. Er hatte so ein Gerechtigkeitsgefühl. Wenn er mir das alles so zergliederte, mußte ich oft einsehen, daß ich auch mit schuld war. Ich glaube, er hat mir immer alles erzählt, auch die Sache mit dem Mädchen. Er wollte mit ihr zur Tanzstunde gehen, aber ich war damals ein bißchen kleinlich, ich verbot es ihm, ich dachte, die Schule könnte drunter leiden. Und trotzdem kam er zu mir und erzählte, wie ihm zumute wäre, wenn er mit dem Mädchen spazierenginge, und ob das wohl Liebe wäre. Und sie spräche immer davon, daß sie Kinder haben wollte. Da habe ich gemerkt, daß nichts weiter ist, denn sonst hätte er mir so was nicht gesagt.

Ich fand die Flugblätter unter dem Sofa in der Küche von Großmutter, ganz zufällig, beim Saubermachen. Ich weiß nicht mehr, was draufstand, irgendwas von Aufklärung. Da dachte ich, er ist Kommunist geworden und schämt sich, es mir zu sagen.

Ich ging zu ihm. Ich sagte zu ihm: ‚Du brauchst dich nicht zu schämen.' Ich dachte, vielleicht haben sie es ihm befohlen. Da sagte er, ich wäre dumm. Weil ich nicht dahintergekommen bin, daß es antikommunistische Blätter waren. Ich bekam Angst. ‚Was willst du damit, fragte ich, du bringst dich in Gefahr.' Aber er hörte nicht darauf. Er sagte: ‚Man muß etwas tun, damit der Kommunismus nicht noch weiter um sich greift.'"

Trotz aller Angst nachts unterwegs

Die kleine zarte Frau sitzt vor mir, ganz vorn auf dem Rand eines bequemen Sessels. Sie lehnt sich lange Zeit nicht an. Es ist nicht so, daß sie Angst hätte vor dem weichen Bezug oder vor der echten Brücke, deren umgeschlagene Ecke sie rasch und nebensächlich geraderückt. Sie fürchtet sich nicht in dieser ihr ungewohnten Umgebung, denn plötzlich streift sie ganz selbstverständlich ihre Hausschuhe ab. Sie sagt nur:

„Es ist besser, wenn ich hier oben esse – ich in meinem Kleid."

Sie spricht von ihrem Sohn, unbekümmert, naiv, aber in einer Weise, daß ich nichts mehr fragen kann. Ihre leicht geröteten Augenlider – die Aufregung, sie hat wenig geschlafen, ihr Herz ist nicht in Ordnung – zittern ein bißchen, ihr durchscheinender Teint ädert sich deutlich, der Mund ist immer am Lächeln, entschuldigend, ein wenig zaghaft, als ob sie sich über sich selbst wundere. Jahrelang lag das Bild des Sohnes unter ihrem Kopfkissen, er war ihr Morgen- und Abendgebet.

Sie sagt: „Er war mir immer nahe, Tag und Nacht, ich brauchte mich nicht anzustrengen, und als er krank war, war er noch dichter bei mir."

Die Mutter hat damals nicht vermocht, ihren Sohn von seiner gefährlichen Arbeit abzuhalten, weder sie, noch der Vater, noch die alte Großmutter, die nichts verstand und doch Angst hatte.

Samstag, der 14. Oktober 1950, ein Tag vor der Wahl zur ersten Volkskammer. Flade hat am Nachmittag Flugblätter gedruckt, mit den Gummibuchstaben aus einem Spielzeugkasten.

An die Bevölkerung, an die Volkspolizei, an alle Mitglieder der SED! Denkt an die Verurteilungen der Nazis. Stellt euch nicht hinter diesen Staat! Wehrt euch gegen das System der Unterdrückung!

Am Abend geht er mit seinem Mädchen spazieren. Es ist kalt, eine mondlose Nacht. Sie sprechen über irgend etwas, vielleicht küssen sie sich.

Gegen zehn Uhr bringt er sie nach Hause, sie wohnt in der Mitte der Stadt. Er geht in seine Wohnung, alles schläft schon, steckt die Flugblätter ein und schleicht sich davon.

Er schiebt die Zettel unter Türen, wirft sie in Briefschlitze und Hausflure. Manche heftet er an Holzzäune und Bäume. Er läuft rasch von Haus zu Haus, von Straße zu Straße. Müdigkeit kommt über ihn. Es ist halb eins in der Nacht.

Nachts um halb eins ist die Angst stärker als am Nachmittag. Die Straßen sind leer, die Häuser dunkel und feindlich. Er möchte am liebsten ins Bett. Aber er hat immer noch Flugblätter bei sich. Er kehrt noch einmal um. Ein Mann und eine Frau begegnen ihm. Sie mögen vom Tanzen kommen, aus dem Ballhaus in der Nähe. Sie gehen dicht beieinander, ohne sich umschlungen zu halten. Flade denkt an sein Mädchen; er denkt: ein Liebespaar. Er blickt weg, geht an die nächste Haustür. Noch einmal sieht er sich um: Niemand sonst in der Nähe. Er heftet das Blatt an, geht weiter. Ein Auto biegt hinter ihm um die Ecke. Im Scheinwerferlicht meint er hinter sich das Paar von vorhin zu erkennen, aber er ist nicht sicher.

Taschenmesser gegen Staatsgewalt

Er sagt: *„Aus dem Auto sprangen welche, und im Nu waren sie bei mir. Der Mann sagte ‚Polizei, Ihren Ausweis!' Ich erschrak, ich wußte nun, daß die beiden mich beobachtet hatten. Während ich meinen Ausweis herauszog, dachte ich an das Taschenmesser, das ich bei mir trug. Meine Gedanken liefen rasch. Wenn ich den Ausweis hergebe, dachte ich, ist alles aus, sie werden dich sofort verhaften.*

Die Frau hatte eine Taschenlampe, der Schein zuckte hin und her, traf das Gesicht des Mannes. Es war hart und entschlossen, in seinen Augen las ich sein Urteil über mich: Du bist ein Staatsfeind. Da faßte ich den Entschluß, mich zu wehren. Ich sagte, immer noch die Brieftasche in der Hand: ‚Hier ist er nicht' – und meinte damit den Ausweis. Dann ging alles sehr schnell. Ich zog das Messer und stürzte mich auf den Mann, stach blind zu. Die Frau ließ die Taschenlampe fallen und schlug auf mich ein. Ich fühlte keinen Schmerz, nur eine große Schwäche, es ist widerwärtig, auf einen Menschen einzustechen. Der Mann wehrte sich, wir stürzten, ich

2 Worte nur müssen Sie schreiben:
Erbitte Taschenbuch!
... und in wenigen Tagen erhalten Sie gratis das Techniker-Taschenbuch DER WEG AUFWÄRTS von Dr.-Ing. Christiani. Dieses wertvolle Techniker-Taschenbuch zeigt Ihnen den kürzesten Weg zu Ihrem beruflichen Aufstieg. Also schreiben Sie heute noch auf eine 10 Pfennig-Postkarte: Erbitte Taschenbuch.
Adresse: Technisches Lehrinstitut
Dr.-Ing. Christiani Konstanz Postfach 1967

BODY-BUILDING
Amerik. Schnellmethode (Kursus) ohne Apparate, ohne Präparate, ohne Hanteln usw. Täglich eine Viertelstunde üben genügt. Mit
MUSKELN
werden Sie von den Frauen begehrt und von anderen Männern beneidet. Vernachlässigen Sie Ihren Körper nicht länger! **FREIprospekt** mit Abbildungen:
„ZENTRALE FÜR SELBSTENTWICKLUNG" Abt. TE 10, Karlsruhe, Sudetenstr. 23

Jagdgewehre

K. K.-Gewehre
Sportkarabiner, Weitschuß-Luftbüchsen, Abwehr-Scheintodpistolen und -Revolver, Munition, Präzisions-Ferngläser. Teilzahlung. Garantie für gute Qualität und präzise Schußleistung. Großes Lager in versandfert. Waffen. Hauptkatalog kostenlos.
Karl Burgsmüller-Senior, Abt. 638, Kreiensen am Harz

Das MÜSSEN Sie lesen!

Ist Lieben Sünde?
Ein wertvolles Buch für verantwortungsbewußte Menschen! DM 6,80
Eine lebensnahe reichillustrierte Darstellung der **intimen** Fragen des Alltags, über die man wenig spricht. **Bekanntschaft, Flirt, Freundschaft, Liebe, Ehe**
Nur geg. Nachn. u. Vers.-Sp. durch
Buchversand P. Schmitz
München 15 - Postfach 10
Bestellen Sie SOFORT!

JOURNALIST
FOTOREPORTER
Ausbildung für haupt- oder nebenberufliche Pressearbeit für Talentierte aus allen Berufen durch bewährte Fernkurse anerkannter Redakteure. Nach Abschluß Lehrgangsdiplom und Ausweis des „Journalistischen Arbeitsrings e.V." Einfach schreiben: Erbitte Prospekt **501**
ZEITUNGSINSTITUT WERNER WELZ - HAMELN

Mach Musik!
spiel Gitarre!
schnell-methode
Ein kinderleichter Heimkursus mit Garantie-Weltservice · Kein Notenlesen
Schlager · Jazz · Wanderlieder · Rock & Roll
DAS BESTE WAS EXISTIERT!
FREIprospekt: Gitarre / Klavier / Akkordeon (Instrument nennen)
„MUSIK-CLUB", Abt. US 18, Karlsruhe, Sudetenstr. 23

Wissen leicht gemacht
Der „Hansa-Hand-Atlas" gibt in einem Band mit 103 mehrfarbigen Haupt- und Nebenkarten, ausführlichen alphabetischen Namens- und Ortsregistern und 30tausend Stichwörtern ein aktuelles Bild unserer Welt.
DM 12,50
Deutscher Buchversand GmbH., Hamburg 1, Spaldingstraße 74
DBV

Keine kalten Füße mehr!
Der immer warme
Fußhocker
darf in keinem Haushalt fehlen
Kein Vorwärmen
Ohne Stromanschluß

Neu
nur **39,–**
geg. Nachnahme
WUPPERTAL-ELBERFELD Postf. 2095

schlug mit dem Kopf auf. Ich hörte es, aber empfand wieder nichts. Der Mann lag über mir. Ich stach ihn in den Rücken. Ich empfand nichts dabei. Es war, als gehörte meine eigene Hand mir nicht mehr. Der Mann stöhnte. Das Bewußtsein, ihn verletzt zu haben, riß mich hoch. Ich lief davon, im Zickzack, ich nahm an, die würden schießen. Eine Weile verfolgte mich der Schein der Taschenlampe, dann wurde es still und dunkel. Irgendwo bin ich stehengeblieben. Ich betrachtete das Messer: kein Blut. Ehe ich auf Umwegen nach Hause ging, warf ich die restlichen Flugblätter fort.

Zu Hause bemerkte mich niemand. Ich verdunkelte alle Fenster. Schräg gegenüber lag die Polizeiwache. Im Schein der Tischlampe starrte mich mein Gesicht aus dem Spiegel an, es war kalkweiß, und meine Augen funkelten. Eine Blutspur lief mir über die Stirn ...“

5000 Mark Kopfgeld für einen Jungen

Seine Augen funkeln auch jetzt, während er erzählt. Unruhig wandert sein Blick hin und her. Er faßt mit der Hand an den Kragen. Seine Lippen bewegen sich, aber es kommt nichts. Eine kurzes hartes Auflachen, vielleicht, um jene Nacht wegzuwischen. Es mißlingt, endet in einem verlegenen Räuspern.

Ich denke an Raskolnikoff. Ich weiß, daß der Vergleich nicht stimmt, aber er geht mir nicht aus dem Kopf. Dieser junge Mann da vor mir hat lange und qualvoll darunter gelitten, einen Menschen verletzt zu haben, schwer, vielleicht tödlich. Monatelang ließ man ihn in diesem Glauben. Später stellte sich heraus, daß der Polizist nur leicht verletzt war: einen Stich in den Arm, drei in den Rücken. Vielleicht ist es der tiefste, den Flade heute noch spürt. Doch auch dieser ging nur 3 cm unter die Haut.

Am nächsten Tag, am Tag der Wahl, sieht ihn seine Mutter prüfend an: „Du siehst schlecht aus.“

Er erzählt ihr alles. Er sagt: „Ich habe einen Fehler gemacht, was soll ich tun?“

Die Mutter denkt an den Pfarrer. Vielleicht kann der helfen.

Flade geht zur Wahl, er tut alles wie im Traum. Betritt das Wahllokal, greift mechanisch nach dem vorgedruckten Zettel, läßt ihn in die Urne gleiten. Wenig Menschen, aber für ihn hat alles Augen: die Wände, die Tür, der schäbige Tisch. Nur ein Tor könnte es wagen, den Zettel vor den Augen der Funktionäre zu ändern. Flade ist kein Tor. Sein Gehirn befiehlt, die Füße gehorchen, die Wände sind Wände und sonst nichts. Keiner folgt ihm.

In den Straßen überall Plakate. Es wird ein Mann gesucht – das bin ich –, der einen Mordanschlag auf einen Polizisten verübt hat – das bin ich –, Beschreibung der Person, Verletzung am Kopf, 5000 Mark Belohnung. Die Bevölkerung wird um Mithilfe gebeten. Sie haben mich nicht erkannt, sie suchen mich und wissen nicht, wer ich bin. 5000 Mark Belohnung für mich, eine Menge Geld, aber keiner wird es kriegen, auf meiner Stirn ist kein Blut mehr, nicht einmal ein kleiner Ritz, und das Messer ist weg.

Am Nachmittag besucht ihn das Mädchen. Sie spricht von irgendwas, von einem neuen Kleid, und daß sie doch vielleicht in die Tanzstunde gehen sollten. Bald geht sie nach Hause.

Die Nacht kommt, nichts passiert – der Morgen.

„Geh zum Pfarrer“, sagt die Mutter, „und sag ihm, daß du gefehlt hast. Und dann mußt du fort, in den Westen, über Berlin. Du mußt denen da drüben alles sagen. Sie werden dich bestrafen, aber nicht so wie hier.“

Und wenn es auffällt, wenn er plötzlich verschwindet? Die kleine schmächtige Frau ist ganz Energie. Sie hat nicht geschlafen, sie hat gedacht. Er soll nach Chemnitz fahren zum Ohrenarzt, bei dem er seit langem in Behandlung ist.

Flade blickt sie eine Weile an, er fühlt sich eigentlich schon wieder sicher, ihm kommt es komisch vor, daß seine Mutter für ihn denkt. Es ärgert ihn ein bißchen, er willigt ein.

Der Pfarrer ist nicht zu Hause, die Haushälterin bestellt Flade für 5 Uhr nachmittags.

Die Mutter sagt: *„Ich erschrak furchtbar, als es klingelte. Es war so gegen vier. Da standen zwei und fragten nach Hermann. Ich brachte sie zu ihm, was sollte ich denn tun. Ich machte die Tür auf, und die Männer gingen rein. Sie hatten gar nichts im Gesicht, keinen Ausdruck, ich weiß nicht mehr, wie sie aussahen, sie gingen auf den Jungen zu, der war schneeweiß, und da wußte ich, jetzt hat er sich verraten. Wir hatten einen Dackel, so eine Art Dackel, eine Mißgeburt, er schoß aus der Ecke und kläffte. Einer der beiden pfiff und schnalzte, aber der Hund kümmerte sich nicht darum.*

Ich weiß nicht mehr, was ich getan habe, als sie ihn fragten und er immer nein sagte und den Kopf schüttelte. Ich bin mal rausgegangen, glaube ich, im Garten hingen Decken zum Lüften, ich nahm sie ab, es tat mir leid, es war doch so schönes Wetter. Aber ich dachte: Wir sind auch in Gefahr, man kann doch die Decken nicht draußen lassen, die müssen da weg, wenn was passiert, muß doch aufgeräumt sein.

Sie nahmen ihn mit, zu einer kurzen Besprechung, wie sie sagten. Ich sah die Handschellen, und ich wußte, daß sie logen.

Als sie fort waren, überlegte ich, ob das richtig wäre, das mit den Decken und ob ich nicht lieber hätte dabeisein sollen, aber es war zu spät. Sie holten uns dann alle drei: meinen Mann, die Großmutter und mich.

Die Großmutter schrie. Sie schrie: ‚Da gehe ich nicht mit. Ich habe mein Leben lang nichts mit der Polizei zu tun gehabt, ich gehe da nicht hin!‘

Dann ging sie doch, aber sie hörte nicht auf zu schreien, und als sie auf der Wache die Tür hinter uns zuschlossen, fing sie an zu schnaufen und wurde blau im Gesicht, sie hatte was am Herzen, aber sie haben sie nicht gehen lassen, erst viel später.

Sie haben meinen Mann extra verhört und dann mich. Wir haben gesagt, daß wir nichts wissen.“

Schauprozeß im Ballsaal

Flade leugnet. Auf der Wache trifft er die Frau mit der Taschenlampe. Sie ist jetzt in Uniform, eine Vopo-Angehörige. Flade sieht jetzt, daß sie noch jung ist. Ihr Gesicht ist gewöhnlich, stupide. Sie spielt mit ihrer Mütze. Sie schlägt sie auf den Tisch, als Flade verneint, sie zu kennen.

Sie schneiden ihm ein Bündel Haare ab, legen sie zu denen, die an dem Totschläger hängengeblieben sind, mit dem das Mädchen auf ihn einschlug.

Sie sagen: „Sie haben das Schicksal Ihrer Eltern in der Hand.“

Auf den Flugzetteln sind seine Fingerabdrücke.

Flade gibt auf und gesteht.

Er wird nach Marienberg gebracht, dann zum Staatssicherheitsdienst nach Dresden. Von Oktober 1950 bis Januar 1951 wechselt er fünfmal das Gefängnis. Manchmal weiß er nicht, wo er sich befindet. Alle Zellen der Welt erscheinen ihm gleich: das Klappbett, der Wandschrank, der nackte Tisch, das kalte Gitter. Sie mißhandeln ihn nicht, sie sagen nur: „Der Polizist liegt im Sterben.“

Er will an die Flugblätter denken, an seine politische Tat. Aber er denkt an den Polizisten und an sein Mädchen. Es ist gut, daß sie nichts weiß, denkt er, und sie könnte ja auch nicht helfen. Er schämt sich, daß er mehr Sehnsucht nach seinem Mädchen hat als nach seinen Eltern. Sie tun ihm leid, er hat Angst um sie, aber das Mädchen ist all das, was nie wiederkommt, nie so, wie es war. Er fühlt es und wehrt sich dagegen.

Verhöre, neue Zellen, neue Verhöre. Im Schatten hinter der Tischlampe sitzt ein Mann, bequem zurückgelehnt, er stößt pausenlos Zigarettenrauch aus, der durch das Licht zieht, ein Tanz wunderlicher Figuren.

Flade starrt in die Ecke, er hat diese Gesichter satt, diese vielen gleichgültigen Gesichter, keines vom anderen zu unterscheiden.

Der Mann fragt, ob Flade seine Tat bereue. Im Augenblick ist er hellwach. Seine Antwort soll klug sein.

„Ich muß mir überlegen, ob ich bereue?“ sagte er – und hat nichts anderes getan in all den Nächten. Und hat das Messer hundertmal geführt und gespürt im Rücken eines fremden Menschen.

Hier im Hotelzimmer, fünfter Stock, über Neonleuchten und dem Gekreisch der Straßenbahnen, krampft er in Erinnerung an jenen Abend die Hände um die Lehnen des Sessels.

„Der Vopo-Mann war für mich kein Schutzpolizist, sondern Büttel eines rechtswidrigen Staates. Also hatte ich das Recht, mich gegen ihn zu wehren!“

Zehn Jahre sind lange, zu lange für einen, der noch immer nicht weiß, ob er ein Held sein soll oder nicht.

10. Januar 1951. Schauprozeß vor dem Dresdner Oberlandesgericht. Es tagte im Ballsaal von Olbernhau. Auf der großen Bühne ein Achtzehnjähriger, der so gern tanzen gelernt hätte, der nicht weiß, was das ist: ein Ball! Und den seine Richter ernst nehmen, als einen Verbrecher, als einen Todfeind ihres Staates. Starre Gesichter hinter grünbezogenen Tischen, in der Mitte Oberrichter Hartlich, der so unbeteiligt spricht, als stünde vor ihm kein Mensch, kein Kind, kein Junge – sondern ein Objekt für angeordnete Verachtung. Neben ihm eine Beisitzerin von eckiger Häßlichkeit – ein Flintenweib, denkt Flade – und doch sagt diese Herta Taubert irgendwann den Satz: „Ich wäre glücklich, wenn ich so ein ehrliches Kind hätte.“

Flade versucht sich zu konzentrieren. Er fühlt die Blicke der tausend Zuschauer im Genick, auf seinen Händen, mit denen er nicht weiß wohin. Er hat keine Vorstellung, was das für Leute sind. Sie rühren sich kaum, geben keinen Laut. Sie starren.

Konrad Schoesig, Angestellter, Otto Müller, Angestellter, Kurt Wene, Schlosser – die Schöffen.

Flade nickt, warum nicht, denkt er, warum soll man nicht so heißen. Die pathetische Stimme des Staatsanwalts reißt ihn hoch. Karl Welich hat Sinn für Theater, er ist dem Ballsaal gewachsen, es donnert sich gut von einer Bühne, und die Akustik ist gut.

Er hat für jedes Flugblatt einen anderen Paragraphen bereit: Flade ist ein Kriegshetzer, weil er gegen die Oder-Neiße-Grenze protestiert hat; Flade ist ein Boykotthetzer, weil er einen politischen Witz vervielfältigt hat; Flade ist ein Antisowjethetzer, weil er die Wahl im Oktober als größten Betrug aller Zeiten, als Betrug nach sowjetischem Muster bezeichnet hat. Jedes einzelne Delikt hätte ausgereicht, ihn zu verurteilen, zu zehn, zu fünfzehn Jahren. Auf zweien der Delikte stand der Tod: auf Widerstand gegen die Staatsgewalt und auf Mordversuch.

Der Verteidiger gibt sich Mühe. Ein würdiger Fünfziger und spricht von romantischen Vorstellungen und von Abenteuerlust. Vielleicht hätte er das nicht tun sollen. Flade will seine Tat nicht abgewertet wissen. Er sagt, daß er zu allem steht, was er getan hat.

Der Staatsanwalt rafft die Robe, hebt den Kopf. Sein Finger stößt auf den Jungen, der Finger gehört zu einer menschlichen Hand, die Hand zu einem Rumpf, darin reguliert eine Pumpe den Kreislauf, obenauf sitzt ein Kopf, und der Kopf reißt den Mund auf:

„Ich beantrage die Todesstrafe.“

Im nächsten Heft:

Ein Urteil, das die Welt empörte

Gewicht verlieren – Gesundheit gewinnen

Bei Übergewicht muß unser Organismus täglich eine größere Arbeitsleistung vollbringen. Die Kräfte werden dadurch schneller verbraucht und Alterserscheinungen treten verfrüht auf. Schlankheit erhöht nicht nur die persönliche Anziehungskraft, Schlanke sind vor allem gesünder und widerstandsfähiger.
Ein einfaches Abführmittel reicht zur Gewichtsverminderung nicht aus. Neben einer beschleunigten und regelmäßigen Verdauung zur Verhütung fortschreitender Korpulenz kommt es vor allem darauf an, vorhandene Fett-Depots durch Ausschwemmung und Normalisierung des Wasserhaushalts sowie durch Anregung der Drüsentätigkeit und Regulierung des Stoffwechsels abzubauen. Diese Voraussetzungen erfüllt nur ein vielseitig wirkendes Spezialpräparat.

Schlankheitskörnchen
HEUMANN

Bewährtes deutsches Spitzenpräparat mit dem besonderen Vertrauensfaktor. Ein überwiegend pflanzliches, vollkommen unschädliches

HEUMANN Heilmittel

Packung mit 120 g DM 3.60
Neu: Elegante Kunststoffdose, zum Nachfüllen geeignet, DM 4.90.
Nur in Apotheken.

„Kreislauf=störungen" sagt der Arzt...

1493
Paracelsus:
„Alle Wiesen, Matten, Berge und Hügel sind Apotheken!"

1860
Pfarrer Kneipp:
„Der Herrgott hat für jede Krankheit ein Kräutlein wachsen lassen!"

Heute
Prof. Dr. H. Much:
„Zurück zur Natur!"

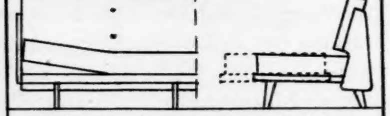
Ärzte weisen immer wieder auf die Notwendigkeit von vorbeugenden Maßnahmen hin, um uns vor den Erscheinungen des Alterns wie Kreislaufstörungen, Arterienverkalkung und deren Begleiterscheinungen zu schützen oder diese zu verzögern. Wenn man in die 40 kommt, dann ist es höchste Zeit, seine Arterien elastisch und jung zu erhalten, um Kreislaufstörungen zu verhindern.
Seit altersher sind Knoblauch, Mistel und Weißdorn die idealen Kräuterdrogen, die die besonderen Eigenschaften in sich vereinigen, vorbeugend den Kreislaufstörungen zu begegnen, wie sie in dem bekannten und **bewährten Präparat „Flasche 12"** enthalten sind.
Leider hat der so wirksame Knoblauch einen lästigen Geruch. Die Wissenschaft entdeckte ein Verfahren, das ermöglicht, eine Knoblauchkur fast geruchlos, durchzuführen. Dieses neue Verfahren ist durch D. B.-Patent Nr. 10 70 345 geschützt. **Das Präparat „Flasche 12" ist das einzige Knoblaucherzeugnis, das nach diesem Verfahren hergestellt wird.**
Eine Tagesdosierung von 3 x 2 Dragees entspricht dem Wirkungswert von etwa einer Knoblauchzehe und je einer Tasse Mistel- und Weißdorntee, wobei die Wirkung der frischen Drogen erhalten bleibt.

100 Stück DM 1,90
400 Stück DM 6,20
in allen Apotheken erhältlich.

Flasche 12

Für hohe Ansprüche
die schaumweiche doppelt gefederte
Infedia-Sitzliege
DBGM patentamtlich geschützt

Sitzliege 404 — Reihensessel 404/S



zum Ruhen Kopfteil hochstellbar — durch Vorziehen Verbreiterung der Liegefläche

Auf Wunsch mit Bettzeug-Truhe. Lieferung durch Ihren Fachhändler. Abbildungen durch
H. W. WESSEL K.-G. · Lemförde/Han.
Polstermöbelfabrik

F. Weiner · Oberplais · 524

SIBYLLE:

Für 1961: Harte Drinks und langes Leben

Dann also Prost zum neuen Jahr – das alte hat uns die Gläser vollgeschenkt bis zum Rand. Salute, Santé, Wohlsein, Cheerio! Fast sieben Liter reiner Weingeist sind durch jede bundesdeutsche Kehle geronnen, hat die Statistik ausgerechnet; ein hochprozentiger Schnaps und auch nicht gerade wenig, wenn man bedenkt, daß ja die kleinen Kinder immer noch Milch zu trinken pflegen.

Allein, die Milch der frommen Denkungsart steht nicht mehr hoch im Kurs, eine Woge von Alkohol schlägt über uns zusammen, die Trinkwelle ist gekommen. Das beliebteste Geschenk 1960 (verzeichnen die Zeitungen) waren Garnituren von Kognakschwenkern und Kassetten mit Gerätschaften für die Hausbar, auch ganze Hausbars in Form fahrbarer Fässer oder Barwagen, sogar ein Globus mit eingebauter Weinbrandflasche erfreuten sich des Wohlwollens vieler Käufer. Leute, die einen Fizz nicht von einem Flip unterscheiden können und am liebsten Bier trinken, halten sich heute einen Cocktail-Shaker. Es ist eben Mode, es ist schick, einen Drink zu mixen, es gehört zum gehobenen Leben.

Liebende Ehefrauen umkleiden die Hausbar des Gatten mit echten Barockschränken (das ganze Barock kann nicht so viele Schränke hervorgebracht haben, wie jetzt für Bars benötigt werden), und die Zeitschriften für gepflegte Heimgestaltung werden nicht müde, Anregungen zur Unterbringung alkoholischer Genüsse zu geben: „... hinter der gotischen Kirchentür verbirgt sich des Hausherrn ureigenstes Reich, die Bar!" Auch die hohen Hocker und die Theke haben im bürgerlichen Wohnzimmer Einlaß gefunden. Die Hausfrau waltet stolz als Barfrau, der Hausherr fragt die Freunde, die früher mit einem Butterbrot nebst Bier zufrieden waren: „Was wollt ihr trinken?" und meint damit nicht Kamillentee. Salzstangen, Oliven, salzige Nüsse ersetzen ein mühevoll gekochtes Abendessen und ein Drink den Umtrunk. Längere Gespräche sind sowieso unmöglich auf den unbequemen Hockern, die der Sitzfläche eines gestandenen Mannes nur spärlich Platz zu bieten haben. Hier trinkt man scharf und redet wenig. Der Geist der Bar – für Männer gedacht, für manchmal, dem Draußen vorbehalten – hat Einzug gehalten ins Heim. (Zwei Drittel aller alkoholischen Getränke werden zu Hause genossen, verzeichnet die Statistik.)

Bar und Drink – diese Wörter sind so selbstverständlich geworden wie Salz und Brot, sie klingen einfach, klar, als wären sie immer dagewesen (wiewohl sie höchstens 150 Jahre alt sein dürften). Sie sind international, werden in Texas verstanden, in Alaska, in Rio wie in Regensburg. Man geht in die Bar und nimmt einen Drink: Davon leben ganze Filme und viele zeitgenössische Romane. Der Barmann, die Barfrau, der Gast sind genug als Vorwurf für ein modernes Theaterstück, rauh, problematisch, ohne Ausgang. Müde hängen Hemingways Heldinnen über der Theke und kippen Grappa, hochgebrannten, die Kehle kratzenden Traubenschnaps. Auch beim literarischen Nachwuchs wird nur Hochprozentiges getrunken, schnell und ohne rechte Freude. „Verdammt!" sagen die Helden und spucken aus, um den schlechten Zeitgeschmack mit einem Whisky pur hinunterzuspülen. Bonjour tristesse.

In den Bars funkeln im halben Licht die blauen, grünen, roten Flaschen mit Likören. Aber ich frage: Wer trinkt sie? Keine der smarten jungen Damen taucht ihre Lippen in Eierlikör, niemand verlangt mehr „Nikolaschka", und selbst die Flöckchen Gold im Danziger Goldwasser glitzern nicht mehr vor gesetzteren Damen in der hellen süßen Flüssigkeit. Die jungen Leute von heute trinken Wasser oder Whisky, wobei unter „Wasser" auch Coca Cola und Fruchtsaft zu verstehen sind. Sie sitzen stumm vor ihren Gläsern und schauen nicht besonders froh, auch ob sie flirten, weiß man nicht genau. Manchmal stehen sie auf und tanzen, kurz leben sie auf. Dann sinken sie wieder in Whisky zurück. Warum? Ich glaube nicht, weil er ihnen so gut schmeckt, sondern weil man ihn eben trinkt. BB trinkt Whisky. James Dean trank Whisky. Alle trinken Whisky.

Denn unsere Trinksitten haben sich geändert (auch das ist statistisch erwiesen): Wir leben hart, und wir trinken hart. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist keine Epoche für Damenliköre, der Wein wird nicht mehr mit der rechten Andacht genossen, sondern rasch gegurgelt. „Komm, mein Schatz, wir trinken ein Likörchen", vom Stehgeiger beim Fünf-Uhr-Tee dem Vamp von ehedem ins Ohr gegeigt, könnte heute keinen Teenager verlocken, ein „Faß aufzumachen". Lolita 1961 würde höchstens sagen: Flasche. Selbst Sekt, Gegenstand ganzer Operetten, wird nur als Nützlichkeitsgetränk gewertet, um in Stimmung zu kommen. Der Kaufmann hält ihn eingefüllt in handliche Portionsfläschchen bereit, falls die gehetzte Hausfrau beim Einkauf das Bedürfnis fühlt, sich etwas aufzufrischen. Auch die Damen trinken nämlich.

Im Chambre séparée der Jahrhundertwende durften sich nur Halbweltdamen von den flotten Lebemännern mit Champagner traktieren lassen. Das schmale hohe Kelchglas ist zum Symbol der Epoche geworden, die ihren Alkoholverbrauch sogar noch höher getrieben hat als wir: 7,5 Liter reinen Weingeist verpraßten die Großväter mit den Damen, die sie beim Kosenamen kannten. Großmama nahm an ausschweifenden Trinkgelagen nicht teil. Als Mädchen schon gar nicht, da durfte sie höchstens zum Geburtstag an der Bowle nippen, und später, als junge Frau, zog sie sich nach dem Essen ins Damenzimmer zurück und kredenzte den Freundinnen milden Chartreuse. Die Herren nebenan tranken Kognak. Zu Silvester braute man Punsch aus Tee, Rum und Rotwein, alle mußten helfen, die Zuckerstücke an Orangenschalen abzureiben. Ganze Generationen von Backfischen leckten heimlich Kakaolikör und das klebrige Rot vom Cherry Brandy.

Heute hingegen trinkt man Whisky, Whisky, Whisky. Die große Gleichmache ist über die Getränke gekommen. Ein paar Eisstücke ins Glas, die braune Flüssigkeit darüber – fertig ist der Drink. Manche nehmen Soda dazu, andere gewöhnliches Wasser, viele trinken es unvermischt: Whisky on the rocks. Das Leben ist einfach geworden, besonders hinter der Bar. Wozu muß ein richtiger Barmann noch hundert Cocktailrezepte auswendig kennen? Höchstens ein halbes Dutzend Cocktails werden wirklich verlangt: Martini, Gin-Fizz, eine White Lady, ein Side-Car, Americano, und Bloody Mary gegen Kater. Nicht einmal Manhattan trinkt man mehr, das mahagonifarbene Gemisch aus Whisky und rotem Wermut (3:2) mit der Maraschino-Kirsche als Dekoration, das vor 90 Jahren Lady Churchill, Winstons Mutter, in ihrem Haus in Manhattan zum erstenmal Gästen servierte. Vorbei, aus der Mode, es ist uns zu süß. Auch Martini, der König der Cocktails, mußte sich verändern, er genügt uns nicht mehr halb aus Gin und halb aus trockenem Wermut. Hell wie Wasser soll er jetzt im Glase schimmern, fünf Teile Gin über Gebirge von Eis gegossen, mit einem geringen Teil Wermut flüchtig vermischt, Olive, Schluß.

Trinkt man überhaupt noch Cocktails? Fortschrittliche Naturen geben zwar noch Cocktail-Partys, reichen aber Whisky, das Getränk des Jahrhunderts, das Geschenk Amerikas an uns Besiegte. In Amerika selbst hingegen geht man immer mehr dazu über, Wodka zu trinken.

Aber daran wollen wir für 1961 keine Prognosen knüpfen. Prost!

Hans Stuck, international bekannter Rennfahrer, nach seiner Mutter, einer Baronesse aus altem Reichsfreiherrngeschlecht, auch **von Villiez** genannt, feierte am 27. Dezember in seinem Haus „Rekord" in Grainau bei Garmisch seinen 60. Geburtstag. Der vornehmlich wegen seiner Erfolge auf steilen Strecken Bergkönig genannte Meister errang in 30 Rennjahren 403 erste Preise und Rekorde, darunter 14 absolute Weltrekorde, 23 Weltrekorde für einzelne Wagenklassen und einen Motorbootweltrekord. Stuck wurde in diesem Jahr erneut deutscher Bergmeister.

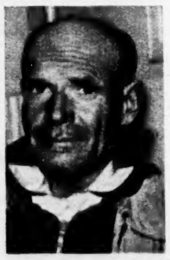
Erik Rinné, 40, bis vor kurzem Chefredakteur des FDP-Organs „Freies Wort" sowie Rundfunkreferent in der Bundesgeschäftsführung der Freien Demokraten, dann stellvertretender Leiter des politischen Ressorts der Aktualitätengruppe bei der „Freies Fernsehen GmbH", kam durch seine Vorliebe für das Tontaubenschießen zu Tode: Rinné hatte in seinem Haus in Kriftel im Taunus ein Sportgewehr zum Tontaubenschießen auf einen Sessel geworfen, wobei sich ein Schuß löste, der Rinné unterhalb des Herzens traf. Hilfe kam zu spät: Rinné verstarb nach der Einlieferung ins Krankenhaus.

Hermann Bruns, 24, bislang unbekannter Lastwagenfahrer aus Bremervörde, ging als Demonstrationsobjekt eines neuen Brauches der deutschen Justiz in die Rechtsgeschichte ein: Bruns wurde am Rande der Autobahn bei Oyten in Niedersachsen im Blitzverfahren von einem ordentlichen Gericht zu zehn Tagen Haft und sechs Monaten Führerscheinentzug verurteilt. Bruns hatte am Steuer seines Lastkraftwagens Zeitung gelesen und dabei beinahe einen Polizisten überfahren. Der Beamte gehörte zum Troß eines Gerichtes, das just an dieser Stelle der Autobahn einen Lokaltermin abhielt. Der empörte Staatsanwalt erhob an Ort und Stelle Anklage, und das Gericht unterbrach den Lokaltermin zwecks Verurteilung des Bruns, der zu Fuß die Autobahn verlassen mußte, da sein Führerschein eingezogen wurde.

Heinrich Vogel, 53, Vorsitzender der Landesverkehrswacht Bayern, gab allen Autofahrern, die gern ein Gläschen trinken, folgenden Rat: „Laß deine Frau den Führerschein machen." Wenn Frauen vielfach auch schlechter führen als Männer, steuerten sie doch sicherer als Betrunkene.

Prinz Philip, 39, Herzog von Edinburgh und Prinzgemahl der Königin von England, bot auf einem Herrenabend in den britischen Pinewood-Filmstudios in der Grafschaft Middlessex den Anblick bewundernswerter gesellschaftlicher Konzentration: Es gelang Seiner Hoheit, unter zahlreich auf einem Tablett dargebotenen Gläsern das richtige Getränk auszuwählen, ohne zugleich die schnittigen Formen eines in historischer Tracht servierenden Filmsternchens auch nur eine Sekunde lang aus den wohlwollend musternden Augen zu verlieren

Valentin Medina Poves, 61, schlafloser alter Mann aus Albacete in der Landschaft Murcia, wurde in Madrid wiederholt Gegenstand eingehender Untersuchungen durch Mediziner interessierter Arbeitgeberverbände. Poves erweckte die Anteilnahme der spanischen Kapitalisten durch die bislang nicht widerlegbare Behauptung, er habe noch niemals geschlafen. Er machte ferner die für Arbeitgeber in südlichen Landen faszinierende Mitteilung, daß er immerfort hart arbeite, ohne müde zu werden.



Willy Brandt, 47, schöner junger Mann aus Berlin und Kanzlerkandidat der entmarxten Sozialdemokraten, wurde zum Objekt weihnachtlicher Albereien unter Bundestagsabgeordneten. So erhielt MdB **Ernst Müller-Hermann** (CDU), 45, von MdB **Hermann Hansing** (SPD), 52, eine Karte mit Bild und handschriftlichem Namenszug des schönen Willy. Text: „Wir möchten nicht versäumen, Ihnen den künftigen Bundeskanzler vorzustellen." Müller-Hermann fand eine auch zeitlich naheliegende Erwiderung in Gestalt einer Postkarte, die statt des Brandt einen Weihnachtsmann trug sowie den Text: „Vielen Dank für Ihre Karte mit Willy Brandt als ‚zukünftigem Bundeskanzler'. Glauben Sie an den Weihnachtsmann, den ich Ihnen umseitig vorstelle?"

Dr. Hans Kapfinger, 58, Verleger und Chefredakteur der CDU-freundlichen „Passauer Neuen Presse", wird sich vor Gericht mit dem SPD-Spitzenreiter **Willy Brandt,** 47, duellieren. Brandt titulierte den Kapfinger einen „gemeinen Ehrabschneider", worauf Kapfinger Strafanzeige gegen den Westberliner Regierenden erstattete. Zuvor wiederum hatte der SPD-Vorstand in Bonn den Dr. Kapfinger wegen Beleidigung und Verleumdung verklagt. Ursache der Kontroverse, die so oder so Brandts Renommee abträglich ist: ein Artikel aus Kapfingers Feder in Kapfingers Blatt, in dem gefragt wird, ob Brandt, der seinen Namen Karl Herbert Frahm in Willy Brandt umgeändert habe, nach Norwegen emigriert sei und die Uniform norwegischer Widerstandskämpfer getragen habe. Brandt gehöre zu jener Klasse der Emigranten, die auf deutsche Soldaten geschossen hätten. Das Material zu dem Artikel stammte aus der Firma „Reportagecentralen" in der schwedischen Stadt Malmö, deren Inhaber ein Journalist namens Werner Guest ist. Dieser ist als ehemaliger schwedischer Nationalsozialist und SA-Mann sowie eifriger Absinger des Horst-Wessel-Liedes – so nach dem Krieg in Kopenhagen, wofür er bestraft wurde – in Skandinavien weithin bekannt geworden.

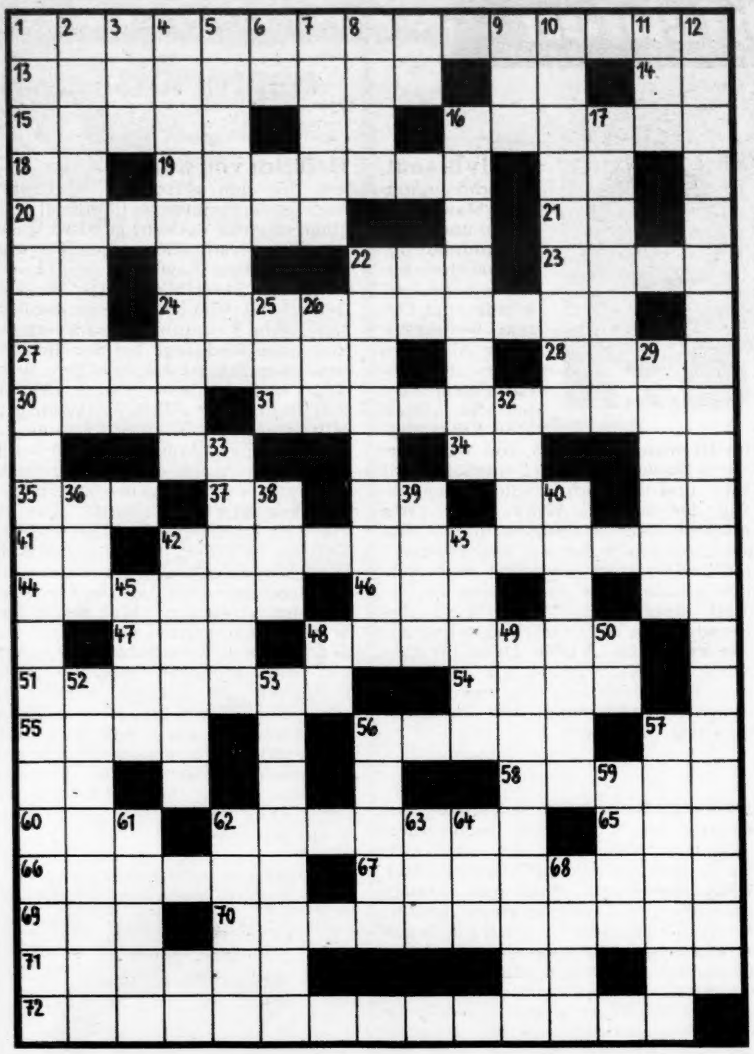
Cornelio Fabro, 49, geistlicher Theologieprofessor in Rom, erhält den ersten Lehrstuhl für Atheismus. Diese Einrichtung geht auf eine Initiative des Kardinals Agagianian zurück, der zuvor allerdings erhebliche Einwände ausräumen mußte. Mehrere Kardinäle hatten befürchtet, das Studium antichristlicher Lehren könne für junge Menschen gefährlich sein, und auf den Fall eines katholischen Priesters verwiesen, der nach jahrelanger intensiver Beschäftigung mit dem Islam plötzlich Moslem wurde.

Hans Heinrich Thyssen, 39, genannt „Heini", Baron, stellt die von seinem Vater ererbte Sammlung „Galerie Schloß Rohoncz" zum erstenmal aus. Die größte Gemäldesammlung der „Meister des internationalen Stils" wird im Frühjahr 1961 in London zu sehen sein. Die Ausstellung wird als solche Sensation empfunden, daß der englische Staat die Versicherung in Höhe von mehreren hunderttausend Mark übernommen hat.

Heinrich von Brentano, 57, Minister für den geringsten Widerstand nach außen, mußte sich einmal mehr einen bitteren Vorwurf gefallen lassen: voreiliges Nachgeben gegenüber einer ausländischen Regierung auf Kosten deutscher Staatsbürger. Der Verband Deutscher Reeder beschuldigte den Brentano, ohne Kenntnis des Sachverhaltes und ohne Rückfrage bei den Betroffenen, öffentlich erklärt zu haben: Er bedaure, daß auf dem am 10. 9. 1960 von den Franzosen völkerrechtswidrig im Mittelmeer aufgebrachten Frachter „Las Palmas" eine Ladung festgestellt wurde, „die auch nur den Anlaß zu einem berechtigten Verdacht geben konnte". Inzwischen ist die Ladung der „Las Palmas" als harmlos festgestellt und freigegeben worden, da sie harmlose Druckkörper enthielt. Sie waren nicht für Flammenwerfer, wie die Franzosen glaubten, sondern für Schädlingsbekämpfungsspritzen vorgesehen – so daß sich das Entschuldigungsgestammel des Ministers gegenüber den Franzosen als peinlich unnötig erwies. Ähnlich war Brentano im Jahre 1958 verfahren, als er sich beim persischen Schah für den angeblich grob entstellenden Stern-Bericht „Tausendundeine Macht" wortreich entschuldigte, ohne daß er den Bericht überhaupt gelesen hatte.

Ludwig Erhard, 63, Bundeswirtschaftsminister, ließ dem Stern die seltene Ehre eines wohlverdienten Regierungslobes zuteil werden. Minister Erhard schrieb dem Stern: „Es gehört zu den Freuden des mit Freuden nicht gerade gesegneten Politikerlebens, wenn sich eine Idee, an der ein Politiker Jahre gearbeitet hat, plötzlich durchsetzt und allgemeine Anerkennung findet. Ich bin kein ‚Wirtschaftsminister der reichen Leute'. ‚Wohlstand für alle' und ‚Noch mehr Chancen für die Tüchtigen' – das sind meine Ziele. Also, nicht Klassenkampf und Verstaatlichung, sondern: neuer Besitz in den Händen derer, die heute ‚nur' Verbraucher sind, morgen aber schon Mitbesitzer großer industrieller Unternehmungen sein können; Mitbesitzer durch Aktien, Volksaktien, Investment-Zertifikate und Anleihen! Oder – wem das lieber ist: die morgen in einem eigenen Heim leben können, einen Bausparvertrag besitzen oder doch – das ist der Anfang jeder Vermögensbildung überhaupt – ein Sparkonto ihr eigen nennen. Wie auch aus der Serie ‚Sternleser, dein Geld' hervorgeht, sind wir heute soweit, daß sich breite Schichten unseres Volkes Gedanken über eine gute Geldanlage machen. Und diese Gewißheit, durch Eigentum teilzunehmen am Reichtum der Nation und damit aus der Rolle des reinen Konsumenten herauszuwachsen, macht uns erst zum wirklich freien Menschen in der Gemeinschaft. Wir freuen uns daher alle, wenn neue Werke gegründet und neue Wohnungen gebaut werden, denn jeder von uns weiß: Ein Teil davon gehört mir. Für dieses Ziel habe ich immer gestritten und gearbeitet."

stern-rätsel



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. sehr giftiges exotisches Reptil, 13. Wirklichkeit, 14. Tierprodukt, 15. norwegischer Dichter, 16. Kanton der Schweiz, 18. Kriegsauszeichnung (Abk.), 19. Dieb von Leckereien, 20. Fleischgericht, 21. Längenmaß der Seefahrer (Abk.), 22. Märchenwesen, 23. Bauwerk, 24. Piraten, 27. Vergeltung, 28. Benennung, Bezeichnung, 30. Frauenname, 31. Warensammlung, Warenmuster, 34. altägyptischer Sonnengott, 35. Kleingaststätte, 37. Spielkarte, 41. spanischer Artikel, 42. Brocken, auch unvollständiges Ganzes (Mehrz.), 44. Frauenname, 46. Bergstock bei St. Moritz, 47. germanische Gottheit, 48. Kleinhändler, auch kleinlicher Mensch, 51. südlicher Teil des europäischen Rußlands, 54. Schneid, Mut in der Umgangssprache, 55. englischer Adelstitel, 56. berühmter italienischer Geigenbauer, 58. kirchliches Sakrament, 60. Notsignal, 62. künstlerische Morgenfeier, 65. Sache, Ding, auf lateinisch, 66. Berg der Rätischen Alpen, 67. Zierpflanze, 69. Frauenkurzname, 70. Teilnehmer an einer Kundgebung, 71. Bruder Gunthers in der Nibelungensage, 72. Milderungsgrund, Bitte um Nachsicht.

Senkrecht: 1. Sorge und Pflege der Ruhestätten gefallener Soldaten, 2. Gebäckart, 3. Tierkadaver, 4. Teil des Bundeshauses, 5. Beiboote von Kriegsschiffen, 6. und auf französisch, 7. Verbrennungserscheinung, 8. dritter Sohn Adams, 9. norwegischer Dichter (1833–1908), 10. Gehilfe einer Fachkraft, 11. Segeltau, 12. geltendes Recht für die Abgabe von den Einkünften an den Staat, 16. weltfremder, versonnener Mensch, 17. Angehöriger des Kriegerstandes im alten Japan, 22. Hersteller von Nachbildungen zu betrügerischen Zwecken, 25. Gegenspieler Luthers, 26. griechischer Buchstabe, 29. preußischer Heerführer (1800–1891), 32. Sportpaddelboot, 33. Interessengemeinschaft, 36. englische Bierart, 38. französischer Schriftsteller (1804–1857), 39. Buch der Bibel, 40. ein anderes Buch der Bibel, 42. Ergußgestein, 43. Trennungszeichen über Vokalen, 45. Spaßvogel, Schalk, 49. Ehrentag, der am 2. Sonntag im Mai begangen wird, 50. frühere deutsche Währungseinheit (Abk.), 52. Wärmeeinheit (Mehrz.), 53. Stadt und Wallfahrtsort in Israel, 56. Freund auf spanisch, 57. deutsche Münze, 59. Heerführer König Davids im Alten Testament, 61. Anlauf, Beginn, 62. französische Weinbaulandschaft, 63. Fluß in England, mündet in den Wash, 64. griechische Göttin, 68. Farbton.

AUFLÖSUNG AUS HEFT 52

Kreuzworträtsel: W a a g e r e c h t : 1. Verbrauchergenossenschaft, 19. Udo, 22. Aleuten, 23. Ariel, 24. Reiher, 25. Olifant, 29. Mann, 30. Veterinaer, 31. Alma Mater, 32. Daressalam, 35. Aplomb, 37. Ava, 38. Oere, 39. Botin, 40. Neidhammel, 43. Ressentiment, 48. Illiterat, 50. Aloe, 52. Lava, 53. Laendereien, 54. Asen, 55. Wehr, 57. Ekel, 58. Dehors, 59. Motto, 61. Ukrainer, 62. Omar, 63. Dueren, 65. Makrele, 66. Run, 67. Trieb, 69. Mars, 71. Geranien, 74. Unterstuetzungsempfaenger, 77. Regie, 78. Test, 79. Streu, 80. Tito, 81. Darre, 82. Maori, 84. Zeit, 87. Stau, 89. Petrus, 91. Raki, 93. Isny, 94. Apfelsine, 95. Heu, 96. Eingabe, 97. Rot, 98. Palermo, 99. Engel, 100. Planet, 102. Pinguin, 104. Stoa, 106. Mine, 107. Gin, 108. Horn, 111. Reise, 112. Ginster, 114. Reat, 115. Anden, 116. Stirn, 118. Unruhe, 121. Mund, 122. Cut, 124. Kreisel, 126. Eilbote, 127. Teint, 128. Gips, 130. USA, 132. Testamentsvollstrecker, 146. Zagreb, 149. Hehlerei, 150. Arkadien, 151. Humanitaet, 153. Islam, 154. Asiat, 155. Dromedar, 157. Sir, 159. Beet, 161. Jerusalem, 163. Duo, 164. Spektakel, 166. Enare, 167. Ader, 168. Verspätung, 169. Natron, 170. Hauen, 171. Mieter, 172. Aul, 173. Esse. S e n k r e c h t : 1. Vampir, 2. Elan, 3. Ren, 4. Bundesverteidigungsministerium, 5. Aehren, 6. Unke, 7. Haus, 8. Erhabenheit, 9. Gevatter, 10. Elemi, 11. Oder, 12. Strassenkreuzer, 13. Ernani, 14. Neapel, 15. Siel, 16. Chronist, 17. Arabien, 18. Tomahawk, 19. Ufa, 20. Dattel, 21. one, 26. Lavater, 27. Imam, 28. tre, 33. Areal, 34. London, 36. Meteor, 38. Osaka, 41. Marionetten, 42. Lorelei, 44. Element, 45. Jadebusen, 46. Meer, 47. Pinasse, 49. Lateran, 51. Err, 56. Havarie, 59. Memphis, 60. Olaf, 61. Ungetuem, 62. Okulare, 63. Distribution, 64. Uetersen, 68. Antrag, 70. Sessel, 72. Igor, 73. Nessel, 75. Uso, 76. Grips, 83. Alt, 85. Elm, 86. Tip, 88. Ahr, 90. Ute, 92. Aibling, 101. Eutin, 103. Naehe, 105. Kuh, 107. Grenadier, 109. Orient, 110. Heer, 112. Grasmuecke, 113. Regen, 117. Vendetta, 119. Neuritis, 120. Hudson, 123. Telepathie, 125. Ibis, 128. Guthaben, 129. Kraemer, 131. Isel, 133. Elster, 134. Trajan, 135. Nassau, 136. Triade, 137. Skalen, 138. Vater, 139. Lid, 140 Lerche, 141. Snob, 142. Reeder, 143. Chaos, 144. Kur, 145. Raspel, 146. Zirkus, 147. Garage, 148 Reck, 152. Niet, 156. Dur, 158. Elbe, 160. Eva, 162. Reh, 164. Sau, 165. Eos.

die sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 1. BIS 7. JANUAR 1961

Die Politik kommt wieder in Bewegung. Nachrichten, schwer kontrollierbare Gerüchte jagen sich. Mit nicht sonderlich erfreulichen Überraschungen ist jeden Tag zu rechnen. Der Brennpunkt der Ereignisse dürfte nicht Europa sein. Am stärksten betroffen davon wäre allerdings mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit Frankreich, wo sich auch unabhängig von möglichen Vorfällen eine Wende anbahnt, die für Nachbarn, Freund und Feind die größten Folgen haben kann. Die Woche endet kritischer als sie begann.

STEINBOCK

22.–31. Dezember Geborene: Glückliche Tage für Heim und Familie. Der ganze Ernst des Lebens beginnt für Sie noch nicht wieder. Am 5./6. I. kommt eine Entwicklung, die Sie unmittelbar betrifft, zu einem denkbar schönen Abschluß.

1.–9. Januar Geborene: Sorgfältig und umsichtig bauen Sie an Ihrem Lebenswerk weiter. Bei Verträgen, über die Sie am 4./5. I. verhandeln, sollte Ihnen das Wichtigste sein, daß sie mit bestehenden Abmachungen nicht kollidieren.

10.–20. Januar Geborene: Neue Geschäfte bahnen sich an. Sie können es kaum erwarten, daß die Partner, die Sie mit anhören müssen, vollzählig zurück sind. Am 6./7. I. spielt Ihnen die Ungeduld einen Streich.

WASSERMANN

21.–29. Januar Geborene: Gute Nachrichten treffen ein. Ihre Melancholie ist wie weggeblasen. Sie beweisen am liebsten jedem, der Ihnen begegnet, wieviel Reserven in Ihnen stecken. Selbst am Wochenende sind Sie nicht zu stoppen.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Niemand wird wahrscheinlich die Feststellung zu treffen wagen, daß Sie dieses Jahr ganz besonders gutgelaunt beginnen. Wenn Sie am 3./4. I. Freunden einen Gefallen tun können, so sagen Sie ja.

9.–18. Februar Geborene: Sie sind in einen nicht ganz harmlosen Strudel geraten. So, wie Sie momentan reagieren, kennt man Sie gar nicht. Am 4./5. I. schießen Sie über das Ziel hinaus und sind noch stolz darauf.

FISCHE

19.–27. Februar Geborene: Alles, was Sie zeitweilig beschäftigt und besorgt hat, liegt hinter Ihnen. Das neue Jahr hält für Sie ganz besonders viel Erfreuliches bereit. Am 5./6. I. werden Sie sich wie im siebten Himmel fühlen.

28. Februar bis 9. März Geborene: Sie dürfen der Zukunft vertrauen. Wie sich die Zeitumstände auch verändern mögen – Sie sind nach allen Richtungen hin abgesichert. Am 1./2. I. drängt man Sie, ein Ehrenamt zu übernehmen.

10.–20. März Geborene: Halten Sie sich an Ihren Plan, und Sie brauchen überhaupt nichts zu riskieren, damit der Löwenanteil Ihnen zufällt. Bei Besprechungen am 7./8. I. zugegen zu sein, ist durchaus überflüssig.

WIDDER

21.–30. März Geborene: Für Sentimentalitäten sind Sie nicht zu haben. Ein Versöhnungsangebot deswegen aber rundheraus auszuschlagen, ist vielleicht doch nicht nötig. Am 1. I. würden Sie bereits genau sehen, was Sie davon hätten.

31. März bis 9. April Geborene: Wie lange wollen Sie sich noch dagegen wehren, eine Konzession zu machen? Es geht ja schließlich nicht um die heiligsten Punkte einer Weltanschauung, sondern schlicht um einige praktische Regelungen.

10.–20. April Geborene: Ein Traum ist zu Ende, und wenn Sie es sich ehrlich gestehen, sind Sie gar nicht einmal enttäuscht darüber, daß es nun so ist. Am 4./5. I. könnte ein Start überhaupt nicht glücklicher verlaufen.

STIER

21.–29. April Geborene: Sie schwelgen im Überfluß und vergessen darüber hoffentlich nicht völlig, daß sich alles aufzehrt – Glück, Geld, Freundschaften, jeglicher Vorschuß an Vertrauen. Am 3. I. stellen Sie sich selber ein Bein.

30. April bis 10. Mai Geborene: Man weiß, was man an Ihnen hat, sonst käme man Ihnen nicht mit solchen phantastischen Aufbesserungsangeboten. Sollten Sie am 3./4. I. nicht auf der Höhe sein, so sprechen Sie sich am Wochenende aus!

11.–20. Mai Geborene: Die Jahreswende ist etwas anders verlaufen, als Sie sich ausgemalt hatten. Lachen Sie darüber, mehr hat die Geschichte nicht zu bedeuten. Am 2./3. I. sollten Sie außerdem für eine geschäftliche Chance klar sein.

ZWILLINGE

21.–31. Mai Geborene: Gewiß ehrt es Sie, daß so viele Leute mit ihren privaten Kümmernissen zu Ihnen kommen, aber momentan wäre es Ihnen lieber, man verschonte Sie damit. Am 3./4. I. haben Sie mit sich selber zu tun.

1.–9. Juni Geborene: Sie schieben es noch hinaus, einen längst fälligen Entschluß zu fassen. Das ist nur allzu verständlich. Außerdem bringt es Ihnen keine Nachteile ein. Am 6./7. I. haben Sie von einer Einladung wenig.

10.–20. Juni Geborene: Zumindest kann man Ihnen nicht nachsagen, daß Sie die Feste nicht mitgefeiert haben, wie sie gefallen sind, obwohl das Ihr offizielles Programm über den Haufen geworfen hat. Vorsicht am 7./8. I.!

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Was man Ihnen auch anzuhängen versuchte, man kapituliert vor Ihrem Können wie vor Ihrer Energie. Am 5./6. I. dürfen Sie frei heraus sagen, was Sie sich wünschen und erwarten.

2.–11. Juli Geborene: Lassen Sie sich nicht beeinflussen, es hängt zuviel davon ab, daß Sie in diesem für Sie entscheidenden Abschnitt als Persönlichkeit bestehen, deren Überlegenheit nicht zu bezweifeln ist.

12.–22. Juli Geborene: Sie haben es genauer als Ihre Konkurrenten erkannt, daß sich jeder Einsatz lohnt, um einen noch so geringen Vorsprung herauszuholen. Deshalb ist es richtig, daß Sie schon am 2. I. ganz da sind.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Verhalten Sie sich abwartend. Die fettesten Aufträge werden frühestens erst in 14 Tagen vergeben. Am 3./4. I. sollte Ihr Charme den Verdacht erst gar nicht aufkommen lassen, daß Sie sich zu nichts verpflichteten.

3.–12. August Geborene: Was Ihnen mißfällt, brauchen Sie nicht auszuposaunen. Ihre Beurteilung der Lage ist außerdem nicht in allen Punkten zutreffend. Am 4./5. I. ist es wichtig, unbedingt für jemand da zu sein.

13.–23. August Geborene: Noch sind Sie unbelehrbar. Das wird sich zum Glück schnell ändern. Am 5./6. I. haben Sie ein Erlebnis, das Sie von einem Augenblick zum anderen auf heilsame Weise ernüchtern wird.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Jemand ist ganz für Sie da. Alles andere, was Sie sich zusätzlich wünschen könnten, ist dagegen unwichtig. Am 3./4. I. sollten Sie keine Sekunde auf Verdächtigungen hören, sondern Ihr Glück genießen.

3.–12. September Geborene: Immer sind Sie gut gefahren, wenn Sie sich nicht nach dem allgemeinen Trend richteten, sondern etwas Angefangenes zu Ende führten. Lehnen Sie deshalb einen fragwürdigen Antrag am 4./5. I. ab.

13.–23. September Geborene: Alles, was der Jahresanfang nicht verspricht, werden die nächsten Wochen trotzdem einlösen. Am 2./3. I. will ein Besucher nicht gesehen werden. Am 7./8. I. sollten Sie trotz aller Chancen nicht unauffindbar sein.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Daß ein neues Jahr ohne Sensationen beginnt, bedeutet noch nicht, daß Sie leer ausgehen werden. Seien Sie am 1./2. I. mit einer Maßnahme Ihrer Partner ohne langes Zaudern einverstanden.

3.–12. Oktober Geborene: Versprechungen werden nicht gehalten. Man weist Ihnen ein Betätigungsfeld zu, das noch uninteressanter als das bisherige ist. Am 3./4. I. macht es Eindruck, daß Sie sich nicht einschüchtern lassen.

13.–23. Oktober Geborene: Muten Sie sich nicht mehr zu, als Sie leisten können. Was Sie bis jetzt nicht erreicht haben, müssen Sie für eine gute Weile wahrscheinlich abschreiben. Am 2./3. I. greift man Sie massiv an.

SKORPION

24. Oktober bis 2. November Geborene: Rechnen Sie mit Veränderungen in Ihrem Betrieb. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie um Ihre Position kämpfen müssen. Am 5./6. I. gibt es vielleicht die erste unerfreuliche Auseinandersetzung.

3.–11. November Geborene: Sie treten ein neues Amt an. Eine schriftliche Mitteilung dürfen Sie als verbindlich betrachten. Am 6./7. I. ist es völlig ausgeschlossen, daß Sie ein Manöver nicht schon beim ersten Versuch durchschauen.

12.–22. November Geborene: Ihre Position ist in Gefahr. Sie beurteilen Ihre Lage leichtfertig optimistisch. Vielleicht ist es das beste, sich von allem, was bisher war, zu trennen und ein neues Leben anzufangen.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Wenn andere die Feiertage noch nicht ausgeschlafen haben, sind Sie schon neuen Zielen nahe. Einen Antrag am 4./5. I. lehnen Sie hoffentlich entschieden ab.

2.–11. Dezember Geborene: Verbitten Sie sich, daß Sie jemand drängt, der keine Ahnung hat, wer Sie sind und auf welche Leistungen Sie verweisen können. Am 6./7. I. sollte Sie nur Ihre Familie interessieren.

12.–21. Dezember Geborene: Was Sie vorhaben, sollten Sie vielleicht nicht partout von einem Tag zum anderen durchzusetzen versuchen. Am 6./7. I. sieht die Angelegenheit vermutlich schon sehr viel anders aus.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FUR NEUE ERDENBURGER

GEBOREN ZWISCHEN 1. UND 7. JANUAR 1961

Diese ersten Kinder, die im neuen Jahr auf die Welt kommen, nehmen alles, was an sie herantritt, ernst. Manchmal möchte man meinen, sie übertreiben ihre Gewissenhaftigkeit. Sie fühlen sich für Dinge verantwortlich, die sie im Grunde überhaupt nichts angehen. Man muß ihnen das lassen. Das Sich-Kümmern, die ständige Sorge um anderes und andere gehört zu ihren liebenswertesten Zügen. Wo Vertrauensposten zu vergeben sind, gehören sie zu den Spitzenkandidaten. Die Mädchen dieser Woche sind sehr viel unbeschwerter. Sie verlassen sich auf ihr Glück, und es wird ihnen auch zur Seite stehen.

Moslems, Ultras und ein General

Fortsetzung von Seite 10

würde sich mit ihnen gegen ein Paris verbünden, das geneigt sei, Algerien aufzugeben. Die Armee hielt sich heraus, sie gehorchte wieder. Sie paktierte nicht, wie einst im Mai 1958 und dann wieder im Januar 1960, mit den Vertretern des „Algérie Française". Die Ultras selbst waren es, die mit den von ihnen angezettelten Straßenkämpfen in der Rue Michelet zu Algier das Signal gaben für den Aufstand, für die Einigung der Araber in der Kasbah. Diese erste Massendemonstration der Moslems in Algerien erlebten wir als einzige Europäer in der Kasbah aus nächster Nähe mit.

*

Gleich vier Männer stürzten sich auf uns, zerrten unsere Arme nach hinten, schrien etwas. In ihren Augen funkelte der Haß. Nur widerstrebend und nicht ohne uns zu warnen, hatten die französischen Fallschirmjäger, die seit dem Morgen die Eingänge zur Kasbah, dem Araberviertel von Algier, abgeriegelt hielten, die schmale Passage im Drahtverhau freigegeben: für uns Europäer, die wir in die Kasbah gingen, während dort Zehntausende fanatisierter Moslems „Tod den Europäern" schrien und „Unabhängigkeit" und „Freiheit" und „Heiliger Krieg."

„Franzosen?" schreit einer der Araber. – „Nein, Deutsche, Alamani – deutsche Journalisten", rufen wir zurück. Die Araber lassen sofort unsere Arme los, ergreifen sie dann aber mindestens ebenso heftig und schmerzhaft von neuem, schütteln sie und zerren uns eine steile Gasse hoch, die in die Rue Randon, auf einen kleinen Marktplatz, mündet. Dort stehen sie, dichtgedrängt, wohl zehntausend schrill schreiende, hektisch die Arme in die Luft stoßende Moslems, die grünen Fahnen des Propheten schwingend und häufiger noch die grün-weißen mit dem roten Halbmond und dem roten Stern, die Fahnen der FLN, der aufständischen Algerier.

Man reißt mir die Arme hoch, stößt sie im Takt in die Luft: „Freiheit, Unabhängigkeit". Ich werde in die Luft geworfen, sitze plötzlich auf der Schulter eines stämmigen Arabers.

Immer mehr Fahnen scheinen die Araber hervorzuzaubern. Auch eine verschleierte Moslemfrau schwenkt die Fahne der FLN. Dieses erste klare Bekenntnis der Kasbah von Algier zu den Aufständischen sprengt jahrtausendealte, eherne Sitten: Die Frau hatte bisher in der Öffentlichkeit nichts zu suchen.

„Wollen Sie auf ein Dach steigen?" schreit einer der Araber. Er zeigt auf die Terrasse eines fünfstöckigen Hauses, direkt am Platz.

Auf dem Dach tritt ein europäisch gekleideter, asketisch aussehender Mann auf uns zu. Seine rechte Gesichtshälfte ist eine einzige Narbe. „Die Verletzung ist schon alt", sagt er. „Das war 1948, und ich war noch ein Kind. Die Legionäre glaubten, ich sei tot, nachdem sie mir den Schädel eingeschlagen hatten. Aber ich habe es überlebt, und ich werde sie überleben ..."

Er winkt uns an die Brüstung. Unten ein Meer von Menschenleibern.

„Werden Sie die Europäer töten, wenn Sie vielleicht einmal nicht nur wie in diesen Stunden Herren der Kasbah, sondern Herren von Algerien sind?"

„Wir hassen die Europäer nicht", sagt der Mann, und das hört sich seltsam an, wenn gleichzeitig unten Tausende „Tod den Europäern" brüllen. „Wir hassen nicht die Engländer, nicht die Deutschen, nicht die Italiener. Wir hassen die Franzosen nur, weil sie uns unsere Freiheit nicht geben, und wir hassen die Spanier ..."

„Die Spanier?"

Er lacht über meine verblüffte Frage. „Die Spanier helfen den Ultras, sie haben Lagaillarde und Ortiz, den Putschistenführern vom Januar 1960, Asyl gegeben und auch dem General Salan."

„Was halten Sie von De Gaulle und seinem Plan einer Volksabstimmung?"

„De Gaulle", sagt der Mann zögernd, „De Gaulle ist ganz nett. Aber über die Volksabstimmung haben wir doch heute wohl schon ganz klar entschieden. Hören Sie das denn nicht? Wir wollen nur die Unabhängigkeit, wir wollen die FLN, wir wollen, daß Ferhat Abbas von Algier und nicht von Tunis aus das Land der Algerier regiert. Das hier ist unsere Volksabstimmung ..."

Unten ist das Geschrei wieder angeschwollen. Ich sehe Hunderte von Menschenleibern an dem Eisengitter eines jüdischen Gemüseladens zerren. Mit einem stöhnenden Laut gibt das Gitter nach, biegt sich zur Erde.

Die Menge bricht in Triumphgeheul aus. Ich höre Glas splittern. Und dann rennt ein Mann gehetzt die schmale Gasse entlang. Von allen Seiten schlägt man mit schweren Knüppeln auf ihn ein, bis er nach wenigen Minuten zusammenbricht. Die Menge der Araber schließt sich über ihm. Ich sehe nicht, ob er noch lebt. – „Ein Jude", meint der Mann mit der Narbe verächtlich. An diesem „Tag der langen Messer" toben sich jenseits aller Politik so manche Ressentiments aus. Auch die jüdische Synagoge, die nur noch als Museum für die heiligen Tora-Rollen diente, wurde von den Arabern gestürmt und zerstört.

Als wir die Kasbah verlassen wollen, folgen uns die Araber zu Tausenden. Sie reißen uns trotz heftigen Sträubens wieder auf die Schultern, tragen uns schreiend den Linien der Fallschirmjäger zu. Die liegen hinter ihrem Drahtverhau und bringen ihre Maschinenpistolen und Gewehre in Anschlag, als sie die brüllenden Araber auf sich zukommen sehen.

Wir schreien den Arabern zu, sie sollten uns endlich herunterlassen, die „Paras" würden sonst schießen. Das sehen sie endlich ein.

Als wir langsam, Schritt für Schritt, auf den Drahtverhau zugehen, begleiten uns die wütenden Schreie der Moslems. Aber sie gehen nicht weiter. Ein Fallschirmjägeroffizier gibt einen Befehl. Die Waffen senken sich.

*

Etwa 800 000 Menschen leben in Algier, in der wohl heute modernsten Stadt Afrikas – ohne Zweifel eine französische Stadt. Die Moslems drängen sich in der Kasbah zusammen, in den Bidonvilles, den Kanisterstädten, oder in den wenigen Wohnblöcken, die seit einigen Jahren auch für sie gebaut wurden – sie wirken hier wie Fremdkörper.

Es hatte in der Kasbah und auch außerhalb, wo sich die Bevölkerung ballte, immer Zwischenfälle gegeben, es gab Attentate, nie aber einen Aufstand wie diesen, nie ein solches Bekenntnis von Zehntausenden zu einem von Frankreich unabhängigen Algerien. Es war in der Kasbah ruhig geblieben, als der General de Gaulle aufbrach, die Moslembevölkerung für seinen Plan einer Koexistenz – unter französischer Leitung allerdings – zu gewinnen.

Da rotteten sich am Tage der Ankunft des Generals vor allem in der Rue Michelet jugendliche Ultras, randalierende Rowdies und ein paar ältere Franzosen zu einer Demonstration zusammen. Bis in die Nachtstunden tobte in der Rue Michelet eine Straßenschlacht, explodierten tausende von „Offensiv-Handgranaten" (die nur eine Explosions- aber keine Splitterwirkung haben. Pausenlos prasselten wahre Steinhagel auf die Soldaten der Gendarmerie Mobile herunter, die sich bitter beklagten, daß sie auf strengen Befehl hin nicht zur Waffe greifen dürften.

Erschreckt sahen die Franzosen, was aus ihrer Demonstration gegen

→

Speziell für Sie komponiert.

So ein zart rosarotes Pökelrippchen, weder zu mager noch zu fett, und gerade richtig angeräuchert, das ist ein wirklich leckeres Gericht. Aber wieviel leckerer wird es noch, wenn es erst mit Thomy's Delikateß-Senf -oder vielleicht sogar mit Thomy's Scharfer Senf - richtig gewürzt wird! Denn der feine Thomy's Senf wurde ja speziell von unseren Schweizer Meisterköchen -also von Fachleuten, die etwas von gutem Essen verstehen- auch für Sie komponiert.

*) THOMY'S, das ist die Schutzmarke für fünf feinste Spezialitäten: Mayonnaise, Salat-Mayonnaise, Delikateß-Senf, Scharfer Senf und Tomaten-Purée. Alle 5 sind eigens für Sie in der Schweiz komponiert.

Sternleser dein Geld!

Was wird 1961 an der Börse?

Wenn Sie erst in den letzten Monaten damit begonnen haben, sich für die Börse zu interessieren, können Sie vom Börsenjahr 1960 einen falschen Eindruck haben. Seit Oktober fallen die Kurse an den deutschen Börsen – aber in der Gesamtberechnung schneidet 1960 hervorragend ab. Die Kurse lagen am Jahresende um etwa ein Drittel höher als am Jahresanfang. Mit anderen Worten: Die Aktionäre und Besitzer von Investment-Anteilen haben 1960 einen Vermögenszuwachs von weit mehr als 30 Prozent erzielt.

Das war 1960. Heute heißt die Frage: **Was bringt 1961 für die deutschen Börsen?**

- Zunächst einmal: Die Kurse deutscher Aktien sind hoch. Sie können jetzt nicht mehr damit rechnen, daß es weiter so steil nach oben gehen wird. Hinzu kommt, daß 1961 die Neuwahl des Bundestages für die Börsen einen Grund bedeutet, zumindest vom Frühjahr an etwas nervös zu sein.
- Andererseits hat der große Boom von 1960 nicht nur höhere Gewinne gebracht, auch die stillen Reserven der Gesellschaften wuchsen weiter.

Vorsichtiger Optimismus ist vielleicht die kürzeste Formel für die Beurteilung des neuen Börsenjahres.

Welche Aktien bieten die besten Chancen? Hier unser Überblick über die führenden deutschen Börsenwerte:

Die Devise heißt:

Vorsichtiger Optimismus

CHEMIE-AKTIEN. 1960 erzielten die großen Chemiekonzerne in der Bundesrepublik einen Umsatzzuwachs von 20 Prozent. Auch dieses Jahr wird die Chemie ihre Spitzenposition in der deutschen Industrie behaupten können.

Größte Unternehmen: Bayer, BASF in Ludwigshafen und Hoechst. Alle drei Aktien sind eine gute Kapitalanlage. Eine teuere Aktie, aber wegen der Verbindung von Chemie und Atom langfristig aussichtsreich: Degussa.

ELEKTRO-WERTE. Die Elektro-Aktien werden immer mit der Chemie zusammen als „Zukunftswert" in einem Atem genannt. Tatsächlich ist jedoch die Dynamik der Elektroindustrie gegenwärtig geringer. Wenn auch der Umsatzzuwachs hier 1960 nur etwa 10 Prozent betrug, sind jedoch langfristig die Chancen dieser Branche nicht weniger aussichtsreich. Denken Sie nur an zwei Aufgaben dieser Industrie: Automation und Ausnutzung der Atomenergie.

Führende Unternehmen: Siemens (neben Bayer der zweite deutsche „Börsenliebling" der Amerikaner) und AEG mit den wertvollen Tochtergesellschaften Telefunken und Olympia. Etwas teuerer, aber jedenfalls ein „Atomwert": RWE (Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerke).

MONTAN-AKTIEN. Seit einem Jahr bilden sie das „lahme Fußvolk" der deutschen Börse. Beim Kauf von Montanaktien erhalten Sie einige vergleichsweise hohe Renditen von 4 Prozent (durchschnittliche Rendite der Aktien: 2 Prozent). Die Stahlkonjunktur war 1960 sehr gut, in diesem Jahr wird sie wahrscheinlich etwas nachlassen. Größte Unternehmen: Rheinstahl (mit Beteiligungen im Fahrzeug- und Maschinenbau), Mannesmann, Thyssen, Hoesch.

BERGBAU-AKTIEN. Wenig Hoffnung auf Kursgewinne. Rendite hoch, Aussichten ungewiß.

MASCHINENBAU. Dieser Industriezweig hängt stark vom Export ab. Die Gewinne sind sehr hoch, die Dividenden allerdings bescheiden. Die Aktien der führenden Unternehmen – Demag, MAN, Klöckner-Humbold-Deutz – sind teuer, haben aber durchaus Kurschancen.

AUTO-AKTIEN. Nur ein Wort: VW-Aktien. Daimler ist für den normalen Kapitalanleger zu teuer, NSU ein Spekulationswert.

BANK-AKTIEN. Diese Werte wurden im letzten Jahr auch vom Ausland entdeckt. Die Banken werden auch 1961 glänzend verdienen. Hinzu kommt das Wertpapierpolster der Banken: Bei der Deutschen Bank und der Dresdner Bank dürfte der Wertpapierbesitz bereits doppelt so hoch wie das ganze Aktienkapital der Gesellschaft sein.

Noch einmal: Das Börsenjahr 1961 wird nicht nur schönes Wetter bringen. Aber wenn Sie in Flaute-Zeiten (also bei niedrigen Kursen) Aktien und Investment-Anteile kaufen und bei Sturm nicht die Ruhe verlieren, werden Sie gut abschneiden.

de Gaulle entstanden war: die Einheit der Kasbah, die Einheit der Moslems. Die Furcht geht seitdem um in Algier, in Oran, Constantine und Orléansville: Viele Europäer schickten ihre Familien heim nach Frankreich. Aus der Kasbah flüchteten, oft nur einen kleinen Koffer unter dem Arm, die in französischen Diensten stehenden Moslems.

An der Ecke Rue de Lyon und Rue de Cambrai, im verwüsteten Stadtteil Belcourt, steht ein Straßenpanzer. Aus den Luken ragen blonde Schöpfe unter grünen Barretts hervor: Fremdenlegionäre – wahrscheinlich Deutsche.

„Guten Tag!"

Die Köpfe fahren herum. Aus Mannheim kommt der eine, aus der Zone, wo er einen Panzer der Volkspolizei fuhr, der andere.

„Ist hier etwas los?"

„Nöö, nicht viel."

„Waren Sie Sonntag im Einsatz?"

„Ja, war aber nicht viel."

„Es hat aber doch viele Tote gegeben?"

„Ach, da sind wir ganz andere Sachen gewohnt."

„Sind viele Deutsche in Ihrem Regiment?"

„So etwa sechzig Prozent."

„Macht Ihnen das Leben hier Spaß?"

„Och, es ist ganz zünftig. Und ich habe feine Kumpel. Der da an der Kanone ist Schweizer, der dort hinten Italiener. Ich fahre diesen Panzer. Vielleicht bleibe ich hier, mach'n Laden auf."

Schon viele Ex-Legionäre haben einen Laden aufgemacht. Mitten im Straßenkampf in der Rue de Michelet sprachen uns zwei deutsche Ex-Legionäre an, die eine Bar gekauft hatten.

„Mit Küche. Geht gut. Wir haben zwei Millionen Francs dafür bezahlt (etwa 17 000 Mark). Jetzt wissen Sie, warum wir hier kämpfen. Das ist schließlich unser Lebenswerk und" – er klopft auf die Tasche seines eleganten Trenchcoats, wo sich eine Pistole abzeichnet – „das werden wir natürlich verteidigen ..."

Jetzt wird in Algerien also auch das „Lebenswerk" deutscher Fremdenlegionäre verteidigt.

„Sagen Sie, haben Sie nicht das Gefühl, daß gerade Sie hier schleunigst verschwinden sollten? Von mir aus zurück nach Deutschland, wenn es denn schon nicht anders geht."

Er sieht mich verblüfft an.

„Verschwinden? Aber ich sagte Ihnen doch schon, ich habe hier meinen Laden. Zehn Jahre habe ich in der Legion gekämpft und jeden Pfennig gespart. Meine Frau ist Französin, wir haben ein Kind, das nur französisch spricht. Was sollen die in Deutschland? Und dann: Dienstmädchen kosten dort doch fast dreihundert Mark. Und meine Frau kann doch ohne Dienstmädchen nicht zurechtkommen."

Das sagte er mir im Krachen von Handgranaten und Tränengasbomben und im Steinhagel der Ultras.

*

Wir begleiten General de Gaulle, den Mann, der mutig einen letzten Versuch wagt, eine Koexistenz zwischen Europäern und Moslems herbeizuführen. Seine Reise führte durch die Provinz, denn in die großen Städte konnte und wollte selbst der General sich nicht wagen.

Etwa zehn Millionen Menschen leben in Algerien. Nach französischen Angaben – die von den Arabern angezweifelt werden – sind davon eine Million Europäer.

Von den neun Millionen Moslems in Algerien ist wahrscheinlich der größte Teil politisch unentschlossen – sie verstehen nichts von Politik und von den Zusammenhängen. Sie können meist weder lesen noch schreiben – aber sie spüren, wo die Macht liegt. Die FLN und der General de Gaulle müssen, wenn sie ihre Pläne verwirklichen wollen, dieses Heer der Unentschlossenen auf ihre Seite ziehen. Wobei General de Gaulle zweifellos kaum noch Chancen hat.

De Gaulle wollte in Tizi Ouzon zu den Moslems sprechen – und so schaffte man sie eben mit Autobussen aus Gegenden herbei, die ihm wohlgesonnen zu sein schienen, aus Gegenden, wo man sie nicht so leicht für diesen Besuch bestrafen konnte, wo ihr Applaus nicht eine durchschnittene Kehle zur Folge haben würde.

Es regnet in Strömen, und die Farben der Trikolorengirlanden auf dem Marktplatz von Tizi Ouzou laufen ineinander. Die Marseille erklingt, und einem schwarzen Citroën entsteigt Frankreichs großer Mann. Er geht sofort auf die Moslems hinter der Absperrung zu, drückt hier einem die Hand, spricht dort ein paar Worte.

Von hinten klingt es aus einer abseits stehenden Europäer-Gruppe: „Algérie Française". De Gaulle wirft auf der Treppe zur Bürgermeisterei zum Gruß die Arme hoch und verschwindet dann mit dem Präfekten, einigen Moslem-Würdenträgern und einigen Offizieren, die es zu überzeugen gilt.

Eine halbe Stunde später öffnet sich wieder die Tür. De Gaulle tritt an ein Mikrophon: Er redet mit Pathos und sagt nichts Wesentliches. Während der Dolmetscher übersetzt, wirft der General, dessen Kurzsichtigkeit immer schlimmer geworden ist, und dessen Gesundheitszustand man mit Sorge beobachtet, ruckartig in Abständen nervös den Kopf hoch, öffnet weit den Mund. Die französischen Kollegen raunen erregt. „Vive la France, vive L'Algérie", ruft de Gaulle, und es gibt einen müden Applaus. Dann fährt er ins Armeehauptquartier von Tizi Ouzou.

Auf der Straße treffe ich den Abgeordneten Khorsi, einen Kabylen, der sagt: „Ich bin für de Gaulle und seine Politik. Die Lösung kann nur in der Zusammenarbeit zwischen Franzosen und Algeriern liegen. Ein Abzug der Franzosen hätte für uns katastrophale wirtschaftliche, soziale und kulturelle Folgen. Natürlich muß man aber auch die FLN-Politiker an der Regierung beteiligen."

Mit deren Bereitschaft dazu ist es allerdings nicht gut bestellt. In Tunis erklärte man mir in einer der FLN-Zentralen: „Die von de Gaulle auf den 8. Januar festgesetzte Volksabstimmung über die Zukunft Algeriens existiert für uns nicht, sie hat für uns keine Bedeutung. Wir haben jeden Vorschlag abgelehnt, und wir werden auch in Zukunft jeden Vorschlag ablehnen, der nicht zur vollständigen Unabhängigkeit Algeriens führt."

Ob man sich die Teilung des Landes in einen arabischen und einen Moslemteil oder eine Internationalisierung der Stadt Algier – etwa nach dem Beispiel von Danzig – vorstellen könnte? Nein, sagten die Rebellen, das könnten sie sich unter gar keinen Umständen vorstellen. Das würde bedeuten, daß die Europäer das Fleisch – in Algier sind 45 Prozent der Wirtschaft konzentriert – und die Araber die Knochen bekämen. Nein, sie wollten ganz Algerien, einschließlich der Sahara und natürlich einschließlich des Sahara-Öls.

In Algerien stehen 500 000 französische Soldaten. Das größte Expeditionskorps in der Geschichte Frankreichs. Es ist grausam getötet worden – auf beiden Seiten, es ist grausam gefoltert worden – auf beiden Seiten.

Aber es gibt in dieser Armee auch Offiziere, die nicht nur das Land befrieden, sondern den Moslems auch helfen wollen. Leider steht über diesem wirtschaftlichen Hilfsprogramm das Wort „zu spät!"

Selbst, wenn de Gaulle bei der Volksabstimmung in wenigen Tagen eine Mehrheit erhält, was erwartet wird, selbst dann also, wenn er grünes Licht für seine politischen Reformen bekommt: Sie kommen zu spät.

Wo also ist eine Lösung! Ich zitiere einen hohen französischen Diplomaten, der zur Zeit nicht in Algier sitzt: „Je rascher wir abziehen, desto rascher können wir wiederkommen – als Freunde und Helfer beim Aufbau Algeriens." ●

schach

Von Georg Kieninger

Ein Opfer entscheidet

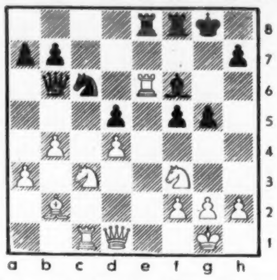
Partie Nr. 357

Französische Verteidigung

Gespielt um die Deutsche Mannschaftsmeisterschaft in Detmold, November 1960, im Kampf Düsseldorfer Schachgesellschaft gegen P. S. V. Wuppertal.

Weiß: Drews Düsseldorf — Schwarz: Nowack Wuppertal

1. e2–e4 e7–e6 2. d2–d4 d7–d5 3. e4–e5 (Diese alte Einengungsmethode hat auch heute noch viele Anhänger.) 3. . . . c7–c5 4. c2–c3 Sb8–c6 5. Sg1–f3 Dd8–b6 6. a2–a3 (Dieser Bauernzug, statt des üblichen Le2, wurde speziell von Hamburger Schachkreisen in die Turniere eingeführt und hat sich bestens bewährt.) 6. . . . Lc8–d7 (Schematisch gespielt, 6. . . . a5, um den gegnerischen Plan zu bekämpfen, war die richtige Entwicklungsmethode.) 7. b2–b4 c5×d4 8. c3×d4 Sg8–e7 9. Lf1–e2 Se7–f5 10. Lc1–b2 Lf8–e7 11. 0-0 0-0 12. Le2–d3 f7–f6 (Das kann unmöglich gut sein, weil nun Schwarz große Schwächen im Zentrum erhält.) 13. Ld3×f5 e6×f5 14. Sb1–c3 Ld7–e6 15. Tf1–e1 Ta8–e8 16. Ta1–c1 g7–g5 (Schwarz, mit seiner Stellung mit Recht unzufrieden, entschließt sich aus diesem Grunde zu einem Gewaltunternehmen, in der stillen Hoffnung, im trüben fischen zu können.) 17. e5×f6 Le7×f6 18. Te1×e6 (Mit diesem Qualitätsopfer wird nun die ganze schwarze Stellung aus den Angeln gehoben. Dabei kommt Weiß die Schwächung der Kö-



Stellung nach dem 18. Zuge von Weiß

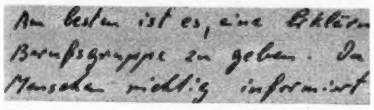
nigsstellung durch g5 sehr zustatten.) 18. . . . Te8×e6 19. Sc3×d5 Db6–d8 20. Dd1–b3 (Ein stiller Zug von unheimlicher Kraft. Mit Zinsen und Zinseszinsen holt nun Weiß sein geopfertes Material zurück.) 20. . . . Kg8–g7 21. Sd5×f6 Te6×f6 22. d4–d5 Sc6–e7 23. Sf3×g5 Dd8×d5 24. Sg5–e6+ Kg7–g8 25. Db3×d5 Se7×d5 26. Lb2×f6 Tf8×f6 27. Tc1–c8+ Kg8–f7 28. Se6–d8+ Kf7–g6 29. Sd8×b7 und Weiß gewann ohne Mühe durch seinen materiellen Vorteil. Eine pikante Miniaturpartie!

graphologie

Schriftprobe und Schriftanalyse von E. G. männlich, 26 Jahre.

In dem Auftraggeber begegnet uns ein recht wacher, geistig elastischer und leicht auffassender junger Mann, der nicht nur mit den Händen, sondern auch mit dem Kopf arbeitet.

Geduld und innere Ruhe sind bei dem Einsender nicht allzu ausgeprägt, könnten von



ihm aber im Laufe der Jahre erworben werden, wenn er intensiv an sich arbeitet. Seine Willenselemente und seine Einsicht sind so ausgeprägt, daß die Grundlage dafür gegeben erscheint.

Wie wir schon kurz erwähnten, ist die Intelligenz des Schreibers recht gut ausgeprägt. Sie umfaßt einmal Aufgeschlossenheit, leichte Auffassung, Überlegung und Beobachtungsgabe, und zum anderen Übersicht, Umsicht und Vorausschau.

Der Schrifturheber ist ein gewandter, schneller und geschickter Arbeiter, der fleißig, zügig und ausdauernd schafft und der auch Freude an seinem Tätigkeitsbereich hat.

Nicht das Geldverdienen steht hier allein im Vordergrund, sondern eine gewisse Berufsethik. Der Schriftträger ist bis zu einem gewissen Grade ein Idealist, der stolz auf seine Tätigkeit ist. Trotzdem wäre es falsch, wenn man behauptete, er hätte keine Einstellung zum Gelde.

Lösung der Endspielstudie von Rinck (Heft 52): 1. Lf2 b2 2. Le1+ Kd3 3. g8 L !! b1 D 4. Lh7+ und gewinnt. Oder 2. . . . Kb3 3. g8 T b1 D 4. Tb8+ Kc4 5. T×b1 und gewinnt. Wegen der Pattgefahr ist die Umwandlung des Bauern in einen Läufer oder Turm notwendig.

——— Hier ausschneiden ! ———

Wir übermitteln Ihnen im Namen und für Rechnung unseres Graphologen gern eine graphologische Charakterskizze zu einem Vorzugspreis von vier Mark pro Schriftprobe. Überweisen Sie den Betrag auf das Stern-Postscheckkonto Hamburg 84 80, Abteilung Graphologie. (Nachnahme des Betrages ist leider nicht möglich.) Schicken Sie uns gleichzeitig mit der Post: a) diesen

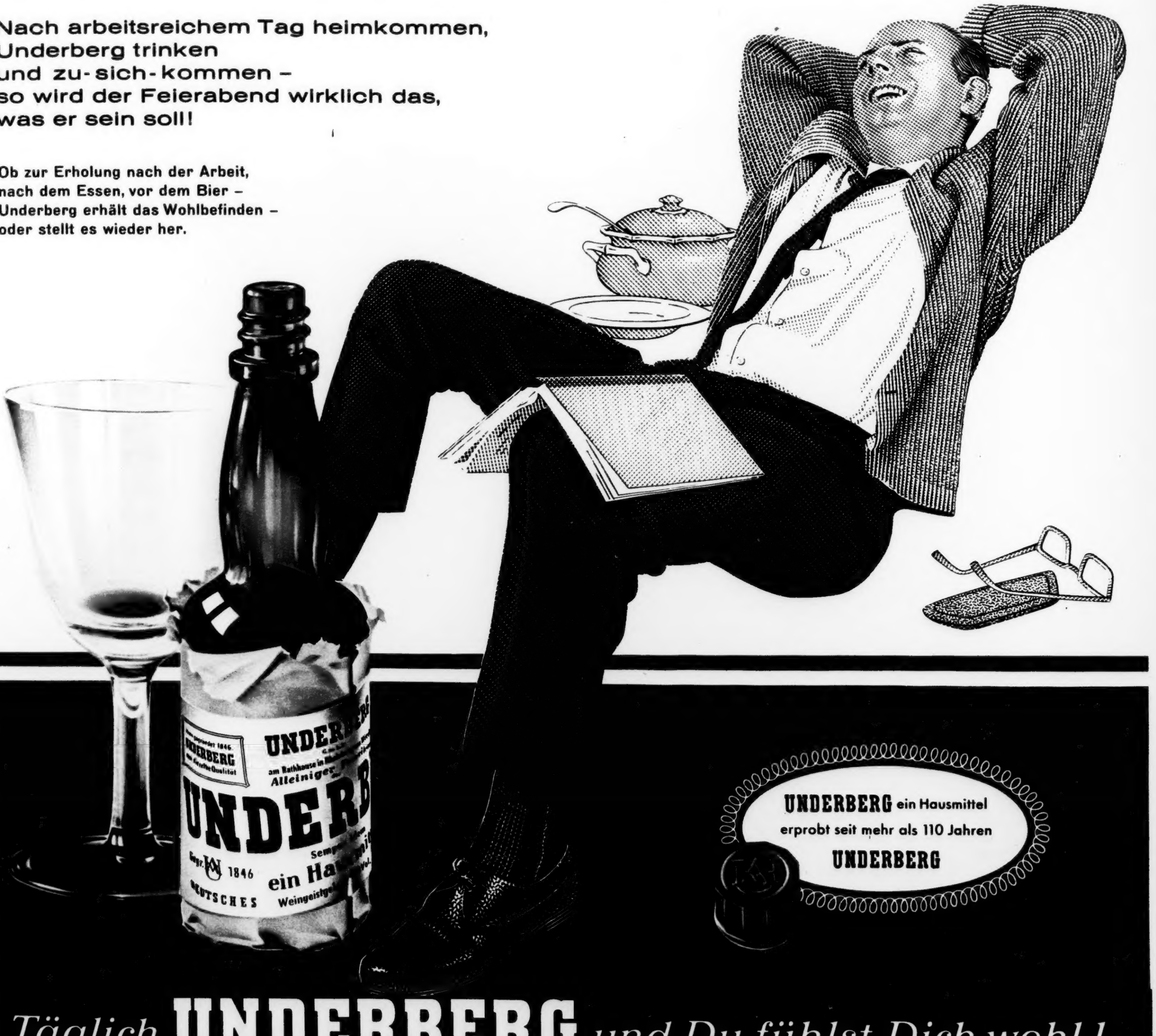
Anrechtschein für Schriftanalyse

b) 25–30 Zeilen fortlaufende Handschrift, keine zerschnittenen Texte, keine Abschriften! c) Angaben über Beruf, Alter und Geschlecht, d) einen frankierten Briefumschlag mit Ihrer Adresse. Unser Graphologe versucht, Ihnen innerhalb von vier Wochen zu antworten. 1/61

Mit sich und der Welt im reinen

Nach arbeitsreichem Tag heimkommen, Underberg trinken und zu-sich-kommen – so wird der Feierabend wirklich das, was er sein soll!

Ob zur Erholung nach der Arbeit, nach dem Essen, vor dem Bier – Underberg erhält das Wohlbefinden – oder stellt es wieder her.



Täglich **UNDERBERG** *und Du fühlst Dich wohl !*

So 1. Januar

Köln:
11.00-12.00 **Internat. Frühschoppen**
anschl. **Programmhinweise**

Wien: Eurovisionssdg. des ORF
12.05-13.30 **Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker**
Kapellmeister W. Boskovsky

München:
13.40 **Internationales Neujahrsspringen**
Sprecher: Heinz Maegerlein
Übertrag. v. d. Großen Olympiaschanze in Garmisch-Partenkirchen

15.30 Kinderstunde: **Fury**
Abenteuer eines wilden Pferdes

Deutsches Fernsehen:
15.55 **Don Camillos Rückkehr**
Ein Spielfilm mit Fernandel, Gino Cervi, Paolo Stoppa u. a.

17.40 **Sport-Jahresrückblick 1960**
Die bedeutendsten Sportereignisse

Hamburg:
18.40 **Große Interpreten**
Virginia Zeani (Sopran) und Nicola Rossi-Lemeni (Baß) von der Mailänder Scala.

WDR: 19.00 Hier und Heute

Deutsches Fernsehen:
19.30 **Wochenspiegel**
20.00 **Nachrichten**

Köln:
20.05 **Hamlet**
Von William Shakespeare
Hamlet . . . . Maximilian Schell
König . . . . Hans Caninenberg
Königin . . . . Wanda Rotha
Ophelia . . . . Dunja Movar
Polonius . . . . Franz Schafheitlin
Laertes . . . . . . Dieter Kirchlechner
Horatio . . . . . . Karl Michael Vogler
Rosenkranz . . . . Eckard Dux
Güldenstern . . . . . Herbert Bötticher
Osrick . . . . Karl Lieffen
Bernardo . . . . Rolf Boysen
Franzisco . . . . Michael Paryla
Der Geist . . . . Alexander Engel
Schauspieler . . . . . . Adolf Gerstung
1. Totengräber . . . Paul Verhoeven
2. Totengräber . . . Horst Budzalski
und andere
Musik: Rolf Unkel
Szenenbild: Gerd Richter
Regie: Franz Peter Wirth

Die Tragödie des Menschen, dem „eine große Tat auf die Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist" (Goethe), hat in Shakespeares „Hamlet" ewiggültige Gestalt gefunden. Maximilian Schell (mit Wanda Rotha als Königin) spielt den unglücklichen Dänenprinzen, der seinen ermordeten Vater rächen soll

ÖSTERREICH 11.00 Eurovis. Rom: Messe aus dem St. Petersdom, zelebr. von Papst Johannes XXIII. — 12.05 Eurovis. Wien: Neujahrskonzert d. Wien. Philharm. Joh. u. Jos. Strauß. Ltg.: W. Boskovsky. Wiener Volksopernballett — 13.40 Eurovis. Garm.-Part.: Internat. Neujahrsspringgen — 17.00 Welt d. Jug. Filmmag. — 17.30 Fury — 18.00 Das Kind u. s. Welt — 19.30 Zeit im Bild — 20.05 Übern. NWRV: **Hamlet**

SCHWEIZ 10.00 Reform. Gottesdienst aus Chatelaine — 11.00 Eurovis. Rom: Stille Messe aus dem St. Petersdom gelesen von Papst Johannes XXIII. — 12.05 Eurovis. Wien: Konzert der Wiener Philharmoniker — 13.40 Eurovis. Garm.-Partenk.: Skisprung — 16.45 London—Zürich retour. England-Mosaik — 18.00 Von Woche zu Woche — 20.00 Tagesschau — 20.15 Das kl. Bundesgericht — 20.25 **Unser Dorf.** Schweizerfilm um das Pestalozzidorf

LUXEMBURG 20.00 Nachr. — 20.15 Stars von heute — 20.40 **Höllische Verfolgung.** Film v. John Ford (Nur f. Erw.)

FRANKREICH 13.30 „Fünf Spalten auf der ersten Seite". Rückblick auf das Jahr 1960 — 15.00 Fernsehen am Sonntag — 18.00 Les Fréres Jacques — 21.30 **Die Kiepe.** Komödie

Änderungen vorbehalten

Mo 2. Januar

Hamburg: Kinderstunde
17.00 **Biblische Geschichte**
Die Eroberung v. Jericho

17.10 **Eine kleine Entengeschichte**

17.20-18.00 **Ausreißen lohnt sich nicht**
Marionettenspiel von Fritz Fey

„Ausreißen lohnt sich nicht", stellen Fiete Appelschnut und Hein Segelohr fest, als sie die Schule schwänzen und dabei aufregende Abenteuer erleben. Also setzten sie sich zu Marionettenspieler Fritz Fey ins Auto, und — schwupp — geht es reumütig in die Schule zurück

Bayerischer Rdf.: 90 Minuten aus Freimann: 18.30 Nachr. — 18.35 Anwalt der Gerechtigkeit — 19.05 Die Münchner Abendschau — 19.40 Die Viertelstunde

Hessischer Rdf.: 18.50 Das Sandmännchen — 19.00 Die Hessenschau — 19.20 Fips, der Affe. Menschen im Weltraum

WDR: 18.45 Hier und Heute — 19.25 Familie Michael in Afrika

Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Rendezvous mit Paris

Saarländischer Rdf.: 19.10 Bunte Palette: Tokio zwischen 12 und Mitternacht

Deutsches Fernsehen:
20.00 **Tagesschau, Wetter**

Hamburg:
20.20 **Ein kaltes Land und eine heiße Sonne**
Bericht über die Sahara
Von Max-Helmut Rehbein
Kamera: Jan Thilo Haux

21.05 **Indizienbeweis**
Fernsehfilm

21.30 **Blick in die Zeit**
Menschen, Ereignisse und Ideen
Gesprächsleitung: Professor Dr. Eugen Kogon

Deutsches Fernsehen:
22.20 **Aniara**
Von Karl-Birger Blomdahl
Eine Revue vom Menschen in Zeit und Raum
Oper in 2 Akten (7 Bilder) nach Harry Martinsons Versepos „Aniara"
Die blinde Poetin M. Hallin
La Garçonne / Daisi Doody } E. Söderström
Der Mimarobe Erik Saéden
Chefone 1 und 2 Arne Tyrén
1. Cheftechn. S. E. Vikström
2. Cheftechn. Arne Ohlson
3. Cheftechn. Bo Lundborg
Sandon, Komiker O. Sivall
Isagel, Weltraumpilotin Loulou Portefaix
Der stockstumme Taube Ragnar Ulfung
Der Blinde S. E. Vikström
Libidel . . . . Wiweka Ljung
Das Orchester der Königl. Oper Stockholm
Dirigent: Sixten Ehrling
Aufzeichnung einer Eurovisionssendung des SRT

ÖSTERREICH 19.30 Hauskalender — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Sport — 20.40 **2 Groschen Hoffnung.** Heiteres ital. Volksstück (Nur f. Erw.) — 22.00 Zeit im Bild

SCHWEIZ 20.00 Tagesschau — 20.15 Dattelfest in Erfoud. Reportage — 20.45 **Show-Boat.** Die 2. Etappe einer musik. Kreuzfahrt, mit großem Zuschauerwettbewerb — 21.45 Nachr.

LUXEMBURG 19.00 Programm — 19.02 Flicka: Jahrestag — 19.30 Sport — 19.58 Wetter — 20.00 Nachr. — 20.30 **Mit einem Lächeln auf den Lippen** Film mit Anny Cordy, Henri Salvador u. a. (f. alle) — 21.50 Jagd in Afrika — 22.15 Nachr.

FRANKREICH 20.30 **Kinder des Olymp (II)** — 22.20 Unterh.-Sdg.

Di 3. Januar

Köln: Jugendstunde
17.00 **Fritz und Franz als Wochenschau-Reporter**
Kreuz und quer durch Amerika

17.45-18.10 **Die Folkwangschule für Gestaltung**
Filmbericht von W. C. Türck

Bayerischer Rdf.: 90 Minuten aus Freimann: 18.30 Nachrichten — 18.35 Vater ist der Beste — 19.05 Die Münchner Abendschau — 19.40 Die Viertelstunde

Hessischer Rdf.: 18.50 Das Sandmännchen — 19.00 Die Hessenschau — 19.20 Zeichentrickfilme. Vater ist der Beste

WDR: 18.45 Hier und Heute — 19.25 Fred-Kraus-Brettl

Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Rom, Bild einer Stadt

Saarländischer Rdf.: 19.10 Bunte Palette: Inspektor Garrett

Deutsches Fernsehen:
20.00 **Tagesschau, Wetter**

München: (Wiederholung)
20.20 **Johanna aus Lothringen**
Von Maxwell Anderson
Will Masters, Regisseur (Inquisitor) Adolf Spalinger
Harry, Inspizient Rudolf Rhomberg
Mary Grey (Johanna) Elfriede Kuzmany
Abbey (Jacques d'Arc) Ernst Schiffner
Joe Cordwell, Regieassistent (Jean d'Arc) Gustl Weishappel
Dollner (Pierre d'Arc) Harald Dietl
Charles Elling (Durand Laxard) . . . . Josef Schaper
Farell (Jean de Metz) Peter Tim Schaufuss
Garder (Bertrand de Poulengy) . . . . Georg Lehn
Tessie (St. Katharina-Aurore) . . . . Ina Peters
Sheppard (Alain Chartier) Charles Regnier
Lesly Ward (Der Dauphin) Heinrich Schweiger
Jeffson (Georges de Trémouille) Arnulf Schröder
Kipner (Erzbischof von Reims) . . Hans Elwenspoek
Lang (Dunois, Bastard von Orléans-St. Michael) Carlos Werner
Nobel (La Hire) Walter Buschhoff
Ellen Sadler (St. Margarethe) . . . . . Ursula Herwig
Vater Massieu . . Fritz Rasp
Cauchon, Bischof von Beauvais . . . Robert Michal
D'Estivet . . . Wolfried Lier
Courcelles Wolfg. Dohnberg
Frau Gross, Soufll. Josefa Samson
Szenenbild: Walter Dörfler
Regie: Michael Kehlmann

Wo immer Gebrauchsgüter am Fließband erzeugt werden, steht zwischen Planung und Produktion die künstlerische Formgebung. Die Folkwangschule für Gestaltung in Essen bildet ihre Schüler in allen Bereichen künstlerischen Schaffens aus — von der Bildhauerei bis zum Bucheinband (um 17.45 Uhr)

ÖSTERREICH Kanäle 2, 4—8, 10
20.00 Zeit im Bild — 20.20 Übern. v. Deutsch. Ferns.: **Johanna aus Lothringen** — Anschl. Zeit im Bild

SCHWEIZ Kanäle 2, 3, 7 u. 10
Keine Sendung

LUXEMBURG Kanal 7
20.30 **Vache qui rit Charade** — 21.00 Lesieur bietet an — 21.30 Catch — — 21.50 Das geheime Leben der Welt v. Jean Masson — 22.25 Nachr.

FRANKREICH Kanäle 5—8
18.30 Was der Zuschauer sieht — 21.10 **Totenstille.** Unveröff. Novelle v. Gillois — 21.45 Musik für Sie

Mi 4. Januar

Köln: Wiederholung
17.00 **Die optimistische Muse**
Das Musical und seine Spielarten

Köln: (Für die Frau)
17.45-18.10 **Guter Rat am Zuschneidetisch**
Mit Marlene Esser

Bayerischer Rdf.: 90 Minuten aus Freimann — 18.30 Nachrichten — 18.35 Mord steht nicht im Stundenplan — 19.05 Die Münchner Abendschau — 19.40 Die Viertelstunde

Hessischer Rdf.: 18.50 Das Sandmännchen — 19.00 Die Hessenschau — 19.20 Schlager-Lieblinge. Anwalt der Gerechtigkeit

WDR: 18.45 Hier und Heute — 19.25 Menschen im Weltraum

Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Sein letzter Patient

Saarländischer Rdf.: 19.10 Bunte Palette: Wenn man Millionär wär

Verzweifelt wehrt sich das Wildpferd gegen das Lasso, das ihm ein Tierfänger um den Hals geworfen hat. Nach ein paar Stunden der Beruhigung geht es in einem Spezialwagen einem neuen Leben entgegen — dem Leben mit dem Menschen

Deutsches Fernsehen:
20.00 **Tagesschau, Wetter**

Stuttgart:
20.20 **Pferdetransporte**
Filmbericht von Corinne Pulver
Kamera: Dieter Mährlen und Helmut Müller

20.50 **Das nasse Leben**
Erinnerungen einer Brustschwimmerin
Von Dieter Hildebrandt und Klaus Peter Schreiner
Linda . . . . Maria Sebaldt
Mutter . . . . Herta Saal
Sekretärin . . . Ursula Noak
Trainer . . . . Dieter Eppler
Wanzek . Hans-J. Diedrich
Manager Jaspar v. Oertzen
Berater . Dieter Hildebrandt
Musik: Bert Grund
Szenenbild: Ulrich Elsässer
Regie: Rolf von Sydow

21.45 **Porträt der Nacht**
Mit der Kamera gezeichnet von Heinz Sasse
Musik: Ernst Simon

ÖSTERREICH 17.00 Kasperls Abenteuer. Handpuppenspiele — 17.45 Blick ins Land — 19.30 Helfer der Menschheit — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 **Nur 5 Tage Zeit.** Med. Film (Nur f. Erw.) — 21.50 Zeit im Bild

SCHWEIZ 20.00 Tagesschau — 20.15 Skiunfall. Mediz. Sdg. — 20.55 **Am Fuß der blauen Berge** — 22.00 Kommentar — 22.05 Nachr.

LUXEMBURG 19.00 Programm — 19.02 Kulinarisches Rezept — 19.20 Seeräuber. Gesetzbuch — 19.58 Wetter — 20.00 Nachr. — 20.30 **Stars nach Ihrer Wahl** — 21.30 Fährte von Oregon — 22.15 Phantom der Ebene — 23.00 Nachr.

FRANKREICH 21.20 **Kulissen erzählen uns** — 22.00 Bücher für alle

Do 5. Januar

Stuttgart: Kinderstunde
17.00 **Die Pimpelmaus**
Zeichengeschichte

17.10 **Die Leute von Barbigno**
Eine französische Kleinstadt stellt sich vor (Wiederhlg.)

17.40-18.10 **Lassie**
Geschichten um einen treuen Hund

Bayerischer Rdf.: 90 Minuten au Freimann — 18.30 Nachrichten — 18.35 Dotto — 19.05 Die Münchne Abendschau — 19.40 Die Viertelstunde

Hessischer Rdf.: 18.50 Das Sand männchen — 19.00 Die Hessenscha — 19.20 Florian, der Blumenfreun Tick-Tack-Quiz

WDR: 18.45 Hier und Heute — 19. Dotto

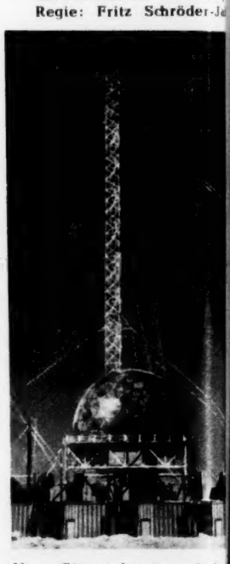
Süddeutscher Rdf. und SWF: 19 Die Abendschau — 19.20 Dotto

Saarländischer Rdf.: 19.10 Bun Palette: Abenteuer unter Wasser

Deutsches Fernsehen:
20.00 **Tagesschau, Wetter**

Hamburg:
20.20 **Radar - Augen durc Nacht und Nebel**
Manuskript: Hans Dieter Berenbrok
Kamera: Horst Nicolaysen

21.10 **Das Fenster**
Fernsehspiel von Fred von Hoerschelmann
Sascha . . . Solveig Thom
Die Gräfin . Margrit Weil
Antonow . . Heinz Reind
Sergei . . . Richard Lauff
Der Arzt . . . . Paul Schu
Morozow . Arm.-Sten Fühl
Stationsvorsteher E. Weih
1. Journalist . Peter Fra
2. Journalist . H. Suchantk
3. Journalist . . Erik Brä
Marfa . . . Hedwig Schm
Der Pope. . . Kurt Blad
1. Uniformierter . F. Wand
2. Uniformierter . W. Frie
1. Schachspieler . W. Reinis
2. Schachspiel. H. Breitkre
Szenenbild: H. Koniarsky
Regie: Fritz Schröder-Ja



Vom Eis umkrustet sind tennenmast und Plastikhü hinter der sich der Radarsch einer US-Station in Thule (Gr land) verbirgt. Radargeräte hen heute überall in der W im Frieden zur Sicherung Luft- und Wasserwege, im Kr um Feindflugzeuge rechtz zu erkennen (um 20.20 U

ÖSTERREICH 19.30 Sport — Zeit im Bild — 20.20 Schach dem — 21.15 Ferns.-Aufz. NWRV: U **Herr Vater.** Lustsp. — Anschl. im Bild

SCHWEIZ 17.30 Kinder- u. Jug stunde: Film — 20.00 Tagesscha 20.15 Filmprogramm — Nachr.

LUXEMBURG 17.00 Programm 17.02 Schulschwänzer — 19.00 derbriefkasten — 19.10 Für Mi — 19.20 Wilhelm Tell: Geh Waffe — 19.50 Gebt acht! — Wetter — 20.00 Nachr. — **Einige Schritte in das Leben.** v. S. Blasetti (Nur f. Erw.)

FRANKREICH 16.40 Marionetten — 18.30 Frauenmagazin — 19.25 **ins Land der Musik** (Im Land Sonnenkönigs) — 20.30 Tele-Ma

Fr 6. Januar

München:
15.00 Meisterschaftsspiel der Eishockey-Bundesliga: SC Rießersee — Preußen Krefeld
Sprecher: Sammy Drechsel
Aufz. einer Übertr. vom Vortage aus Garmisch-Partenkirchen

Im schnellsten Mannschaftsspiel der Welt, im Eishockey, schlug Altmeister Rießersee im Vorjahr Düsseldorf mit 7:5 Toren (Bild). Aber zu Meisterehren langte es nicht. Für 1961 wollen die Weiß-Blauen die Meisterschaft nach Garmisch zurückholen

Rom: Eurovis. RAI
16.15-16.50 **Konzert**
von 4500 Sängerknaben aus 12 Ländern

Frankfurt: Jugendstunde
16.50-17.55 **Das alte Puppenspiel von Doctor Johannes Faustus**
Ein Spiel der „Augsburger Puppenkiste"
Walter Oehmichen

Köln:
17.55 Vorschau auf das Nachmittagsprogramm

Baden-Baden: Wiederholung
18.00-18.25 **Ein Stern ging voran**
Ein Dreikonigsfilm aus unseren Tagen

Bayerischer Rdf:. 90 Minuten aus Freimann — 18.30 Nachrichten — 18.35 Fröhliche Kamera — 19.05 Die Münchner Abendschau — 19.40 Die Viertelstunde

Hessischer Rdf.: 18.50 Das Sandmännchen — 19.00 Die Hessenschau — 19.20 Guten Appetit. Jenseits der Namib

WDR: 18.45 Hier und Heute — 19.25 Gefährlicher Kurs

Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Fenstergucker

Saarländischer Rdf.: 19.10 Bunte Palette: Nachsitzen für Erwachsene

---

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Bremen:
20.20 Zum Dreikönigstag
Betrachtung von Edzard Schaper

20.45 Moonys Kindchen weint nicht
Von Tennessee Williams
Jane . . . . . . Hanne Hiob
Moony . . Günter Pfitzmann
Szenenbild: Günter Kob
Regie: Oswald Döpke

21.15 Sterben ohne Tod
Gehirnwäsche — Methoden und Konsequenzen
Eine Dokumentation
Mit Pater Dries von Coillie
Prof. Dr. Peter R. Hofstätter
Dr. Heinrich Albrecht
und Norbert Mai

ÖSTERREICH 17.00 Achmed d. Besenbinder. Schattenspiel — 17.30 Amahl u. d. nächtl. Besucher. Oper v. Menotti — 19.30 Darf ich bitten, Frau Gemahlin? Tanzkurs — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 Aufz. a. d. Renaissancetheat.: **Es freut mich, Sie kennenzulernen.** Toon Hermans 1-Mann-Show (1.) — 21.30 Zeit im Bild

SCHWEIZ 20.00 Tagesschau — 20.20 Zum Dreikönigstag. Sdg. v. Edzard Schaper (Prod. v. Radio Bremen) — 20.45 **Spiel mit Worten.** — 21.15 Eurovis. Rom: Konzert „Petits Chanteurs"

LUXEMBURG 19.00 Programm — 19.02 Drei Rätsel — 19.20 Casey Jones: Brandstifter — 19.58 Wetter — 20.00 Nachr. — 20.30 **Rendezvous in Luxemburg** — 21.15 Agent von Scotland Yard. Die Sache mit Mr. Fitch — 21.40 Catch — 22.05 Sieg auf dem Meer — 22.30 Nachr.

FRANKREICH 18.45 Im Lande der Türken (I) — 19.25 **Neue Schallplatten** — 20.30 „Fünf Spalten auf der ersten Seite" (II)

Sa 7. Januar

Berlin:
13.55-15.45 **Meisterschaftsspiel der Vertragsliga Berlin**
Sprecher: Heinz Deutschendorf

Köln:
Am Fuß der Blauen Berge:
15.50 Karo-Dame
Film aus dem Wilden Westen

Hamburg:
16.40 Die Perry-Como-Show
Fernseh-Aufzeichnung der NBC

Köln:
17.10-17.40 **Zonengrenze**
Ein Film über die Zweiteilung Deutschlands

18.00-18.30 **Katholisch. Vespergottesdienst**
Übertr. a. d. Dom zu Altenberg

Bayerischer Rdf.: 90 Minuten aus Freimann — 18.30 Nachrichten — 18.35 Sprung aus den Wolken — 19.05 Die Münchner Abendschau — 19.40 Die Viertelstunde

Hessischer Rdf.: 18.50 Das Sandmännchen — 19.00 Die Hessenschau — 19.20 Vati macht alles. Kennwort Chrysantheme

WDR: 13.00 Die Woche — Hier und Heute — 18.45 Hier und Heute — 19.25 Vater ist der Beste

Süddeutscher Rdf. und SWF: 19.00 Die Abendschau — 19.20 Abenteuer unter Wasser

Saarländischer Rdf.: 19.10 Bunte Palette: Dotto

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Nur nicht nervös werden
Verzwickte Spiele für geschickte Leute
Mit Joachim Fuchsberger

Quizmeister müßte man sein — wie Joachim Fuchsberger. Dann hätte der Wettlauf mit der Uhr seinen (komischen) Schrecken für die Mitspieler verloren, und sie könnten mit ihm sagen: „Nur nicht nervös werden!"

Hamburg:
21.35 ...wie am Schnürchen
Ein Kleinkunst-Bilderbogen
mit Peggy Gill, Claire Schlichting, Noy und Rey, Ferry Kurucz, Noucha Doina, Lale Andersen, Paul Philipp, Bela Kremo, den Herbert-Dancers, Marin u. Heather Granger. Es spielen Eddie Matthies und Viktor Reschke mit ihren Solisten
Choreographie: H. F. Schubert
Zusammenst. u. Leitung: Horst Trinkwald und Jacques Renard
Aus dem Oktober-Programm des „Haus Vaterland"

Anschl. **Das Wort zum Sonntag**
Es spricht Pastor Eberhard Pries

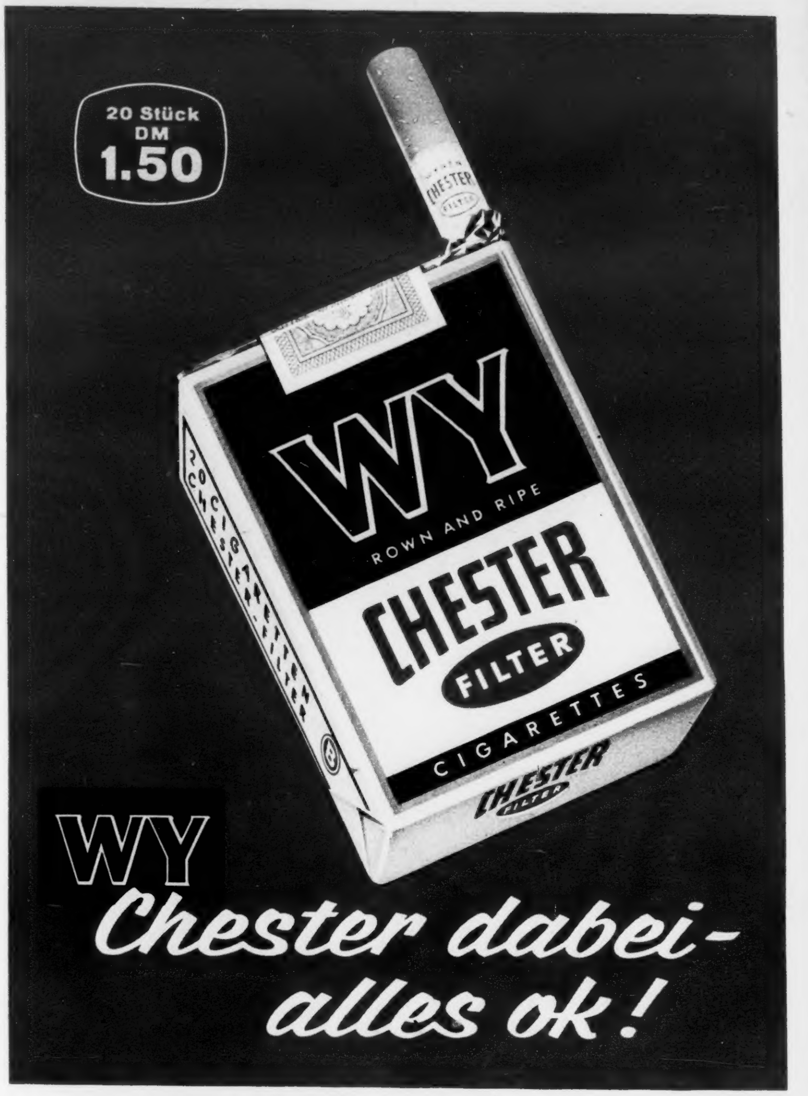
ÖSTERREICH 19.30 Oh, meine Nichte. Ferns. Kurzfilm — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 **Theaterübertragung** — Anschl. Zeit im Bild

SCHWEIZ 17.00 Jugendnachr. — 17.30 Eine Stadt schwimmt über den Atlantik. Von den Azoren bis nach New York (3.) — 18.00 Good evening everybody! Englischkurs f. Anf. (II, 4) — 20.00 Tagesschau — 20.15 Das Wort zum Sonntag f. d. reform. Kirche: Pfarr. Fritz Johner, Oberwinterthur — 20.20 **Es fing so harmlos an.** Musikal. Lustspiel v. Fr. Gribitz. Musik v. Erwin Straus u. Frank Fox. Mit Hans Joachim Kulenkampff, Ursula Borsodi Herta Worell u. a. Fernsehregie: Walter J. Ammann. Aufzeichn. a. d. Rudolf-Bernhard-Theater v. 21. Nov. 1960 — 22.15 Nachr.

LUXEMBURG 17.00 Programm — 17.02 Das ist doch dein Bruder. Film m. Laurel u. Hardy (f. alle) — 18.30 Ivanhoe. Das Teufelsschloß — 19.00 Sportvorschau — 19.30 König Fußball — 19.58 Wetter — 20.00 Nachr. — 20.30 Kleines Theater — 20.55 Paris geht spazieren. Cabaret — 21.25 **Cluny Brown.** Film v. E. Lubitsch m. Charles Boyer u. Jennifer Jones (f. Erw.) — 22.00 Nachr.

FRANKREICH 18.15 Jazz-Memoiren — 19.25 Die kommende Welle — 20.30 **Varieté** — 21.20 Bestimmungsort: Tanger — 21.50 Der Katalane. Von Rob. Vidal

e von – 7. Januar 1961



19